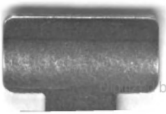


by Google

The Pennsylvania State University
College of Education
Curriculum Materials Center
University Park, Pennsylvania

Deutsche Märchenbücherei

Elfter Band:

Kinderträume

Digitized by Google

27728

Kinderträume.

Märchen für
Mädchen und Knaben

von

Otto Stückrath

und

Ferdinand Benz

mit Bildern von

Hugo Wilkens

1.—10. Tausend

Berlin — Grunewald
Verlagsanstalt Hermann Klemm A.G.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1922 by Verlagsanstalt Hermann Klemm, A.-G. Berlin-Grunewald

Textdruck von G. Kreysing in Leipzig. Druck der Farbenbilder von Ernst Hedrich Nachfolger in Leipzig.
: Den Einband fertigte H. Fikentscher in Leipzig. :

Digitized by Google

Kinderträume

Zu deutscher Flüsse heimlichem Gleiten,
Durch deutscher Wälder grünende Pracht,
In still verträumte Täler und Weiten
Entführt dein Geist dich bei nahender Nacht.

Du ruhest still in lauschiger Laube,
Wenn niederschwebet die Dämmerung.
Die Seele aber, gleich einer Taube,
Durcheilt die Lande in kühnem Schwung.

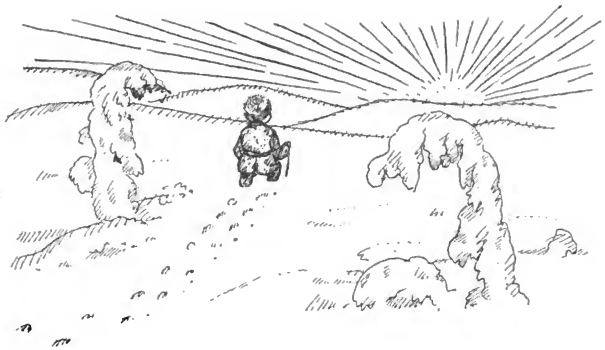
Da tun sich auf verborgene Truhen,
Verfallene Schlösser ragen empor.
Es kommt über dich ein seliges Ruhen,
Es öffnet dir sich der Kindheit Tor.

Da funkelt dir im Glanze des Goldes
Entgegen gewöhnlicher Stein und Sand.
Es wandelt sich in Liebes und Holdes,
Was du berührest mit leiser Hand.

O frohe Kindheit mit deinem Glücke,
Wie bald liegst du so weit, — so weit! — —
Die Dämmerung führt wie eine Brücke
Im Traum zurück zur Kinderzeit.

Ferdinand Benz

Digitized by Google



Wie das Chriſtkind Kreppeln backte

Von Otto Stückrath

Es war eiskalter Winter und man mußte tüchtig einheizen, wenn man nicht frieren wollte. Der kleine Peter fror aber nicht; denn er hatte die Hände in die Hoſentaſchen vergraben und eine dicke Pelzmütze über die Ohren gezogen; dieſelbe, die ſein Vater ihm aus einem Katzenfell gemacht hatte. Die hielt warm. Nur die Naſe mußte für ihre Vorwitzigkeit frieren. Sie war karfunkelrot. So ſtand der kleine Peter da und guckte gegen den Himmel. Der war fein hellblau und klimperklar. Auf einmal aber flammte es in der einen Himmelsecke auf wie eine Glut von einem mächtigen Ofen.

Da holte Peter ſeine Mutter herbei und rief: „Mutter, Mutter, ſieh mal da! Sieh doch mal, der Himmel brennt!“ Die Mutter aber lachte, blies in die kalten Hände und ſagte: „O nein, das iſt nur die Glut von Chriſtkindchens Ofen! Das Chriſtkind backt Kreppeln für die guten Kinder.“

Digitized by Google

Das hörte Peter gern, wollte auch ein braves Kind sein, packte schnell einen großen Arm voll Holzstücke zusammen und trug sie ins Haus. Nachher aß er artig seine Abendsuppe und sollte dann schlafen.

Aber das ging nicht so leicht; denn erstens hatte er nicht gebetet und dann ging ihm auch noch die Geschichte von Christkindchens Ofen im Kopf herum. Endlich schlief er doch ein und träumte nun die ganze Nacht, er sei bei Christkindchens Ofen gewesen. Der Peter war ganz erstaunt, daß er sich am Morgen in seinem Bettchen befand; schnell sprang er auf, ließ sich waschen und trank Kaffee. Sein großes Butterbrot aber packte er heimlich beiseite, wickelte es in Papier und steckte es unter sein gestricktes Wams. Nachher nahm er noch einen Bratapfel aus dem Ofen, setzte seine Pelzmütze auf, band ein dickes Tuch um den Hals und — schluppdich! war er aus dem Haus.

So rasch er nur konnte, lief er über den hartgefrorenen Schnee. Im letzten Häuschen wohnte seine Pate. Der Junge wollte sich geschwind an ihrem Haus vorbeidrücken; aber sie hatte ihn gesehen und trat ans Fenster.

„Na, Peterchen, wohin so schnell?"

Dachte er, die Wahrheit sagen, ist immer das beste, und rief: „Zum Christkind, Pate!"

Da winkte sie ihm ins warme Zimmer und gab ihm einen ganz frischen Milchwecken. „So," sagte sie, „dann marschiert sich's leichter!" Und dabei lachte sie. Denn sie dachte: Klein-Peterchen wird vielleicht hundert Schritte in den dicken Schnee weitertappen, dann kriegt er's satt und kommt wieder. Angst hatte sie um Klein-Peterchen garnicht, denn er war ein tüchtiger Bube. Aber unvorsichtig war es doch, daß sie ihn laufen ließ; die Mutter hätte es nicht erlaubt.

So wanderte denn der Kleine weiter und war gar bald draußen vor dem Dorf auf der flachen Heide. Da lag Schnee, Schnee und nichts als Schnee, wohin er nur sah. Er hatte sich aber wohl gemerkt, nach welcher Richtung hin des Christkindchens Backofen lag. Und dorthin zeigte seine Nasenspitze, und dorthin ging er.

Digitized by Google

Zwei Krähen saßen in dem Feld auf einem Stein, von dem sie den Schnee mit ihren Flügeln runtergestrichen hatten.

„Kräh, kräh, kräh,
Was will der kleine Mann in unsrer Näh?"

So schrieen sie dem Peterchen zu. Peterchen sagte ihnen Bescheid und fragte sie nach dem Weg. Die Krähen waren weit in der Welt herumgekommen, aber von Christkindchens Backofen wußten sie rein nichts. Klein-Peterchen wanderte also unverdrossen weiter.

Als er an den großen Wald kam, packte er sein Butterbrot aus und aß es auf. Ein Reh kam ganz nahe und guckte ihm freundlich zu, weil der kleine Menschenmann so eifrig aß. Klein-Peterchen konnte verstehen, warum es so sehnsüchtig nach dem Butterbrot sah, und gab ihm ein Stück; aber wo des Christkindchens Backofen wäre, konnte ihm das Reh auch nicht sagen.

„Da weiß ich wirklich keinen Rat," meinte es, „aber geh durch den Wald hindurch, dann kommst du zu dem Hasen; der wird es wohl wissen." Dann bedankte es sich, lief noch eine Weile neben Peter her, bis die großen Bäume aufhörten und kleines Gestrüpp anfing. Fort war es.

Klein-Peterchen sah sich nicht lange um und ging wacker seines Weges. Glücklich kam er auch durch den Wald und traf den Hasen. Der saß in einem Schneeloch und lachte. Peter sagte „Guten Tag!" und bestellte ihm Grüße vom Reh. Dann packte er seinen Milchwecken aus, aß eine Hälfte und schenkte die andere dem Hasen. Der wackelte mit den Löffeln, wurde gesprächig und erzählte die tollsten Geschichten. Als er aber hörte, daß Peterchen zu Christkindchens Backofen wollte, schüttelte er bedenklich die langen Ohren. „Peterchen, Peterchen," sagte der Hase, „solange ich denken kann, ist da noch kein Mensch hingekommen. Nur die Tannenmeisen erzählen manchmal davon, aber die wohnen in dem großen, wilden Wald, ganz weit dahinten. Geh besser heim! Deine Mutter wird sich schon ängsten!"

Digitized by Google

Aber Peter dachte: „Ich bringe ja der Mutter etwas Schönes vom Christkind mit, da wird sie schon nicht schelten," sagte dem Hasen Lebewohl und trabte weiter.

Unterdessen war die Sonne hinter den großen Tannenwald gegangen. Peterchen spürte seine Beine. Er war ein riesengroßes Stück gelaufen. So. Nun kam noch der Berg, dann mußte er da sein. Es wurde aber auch schon ganz düster. Als er unter die Tannen trat, hörte er die Tannenmeisen flüstern und wispern; aber konnte sie nicht verstehen. Sie waren zu weit weg und sprachen zu leise. Er suchte seine Taschen aus und fand noch ein paar Brot- und ein paar Weckkrümel. Die streute er auf sein Händchen und rief: „Kommt herbei, ihr Tannenmeisen! Kommt, ich will euch fragen!"

Da kamen die Tannenmeisen von den Bäumen herunter und pickten die Krümchen auf. Dann fragten sie ihn aus, und Peter erzählte ihnen die ganze Geschichte von Anfang an bis zu Ende, und fragte: „Könnt ihr mir nun sagen, wo Christkindchens Backofen ist?" Da fingen die Tannenmeisen an, Peterchen an den Haaren zu zupfen, und ein Vogel pickte ihn am Näschen, so daß er aufschauen mußte. Und siehe — da leuchtete ihm durch die dunklen Tannenäste in rotgoldener Glut der Schimmer von Christkindchens Backofen ganz nahe.

Wie ein Wiesel rannte er über den dicken Schnee und stand bald auf einem großen, freien Platz. Da sah es lustig aus. Hunderttausend Engelein und noch mehr hockten auf dem Boden und beutelten Mehl, daß es fein wurde wie Blütenstaub, andere hunderttausend siebten Zucker, tausend klaubten Mandeln aus den Schalen, tausend wiegten mit großen Wiegemessern die Mandeln klein, andere tausend machten Teig und strichen ihn aus, und fünfmalhunderttausend waren dran und stachen mit niedlichen Formen Brezel und Kreppel, und Monde und Sterne, und Vöglein und Eselchen und wer weiß was all aus dem schneeweißen Teig aus. Dabei waren sie so eifrig, daß sie den Peter nicht bemerkten.

Digitized by Google

Wie das Chriſtkind Kreppeln backte

Digitized by Google

Peter sah fleißig zu. Als aber sieben winzig kleine Engelchen ein mächtiges Stück Holz zum Backofen schleppten und dabei schwitzten, daß ihnen der Schweiß wie glitzernde Perlen auf der Stirn stand, rief er aus: „Laßt mich mal ran!“ Und er schleppte das Scheit ganz allein zum Backofen.

Und da stand das Christkind. Es trug ein langes, weißes Kleid und hatte einen goldenen Reif im Haar. Hatte auch eine weiße Schürze vorgebunden und war eifrig bei der Arbeit.

„Ei, wer kommt denn da und ist so fleißig?“ fragte es.

„Ich bin das Peterchen!“ sagte der Kleine, packte seinen ganzen Bubenmut zusammen und erzählte seine Geschichte von Anfang bis zu Ende.

„Du bist ja ein ganz lieber, kleiner Bursch; aber sag mal, was wird denn dein Mütterchen sagen? Hörst du wohl, daß schon die Nachteulen schreien? Es ist stockdustere Nacht, und wie willst du nun heimkommen?“

„Ich wollte doch so gerne Christkindchens Backofen sehen und der Mutter was Feines mitbringen!“

Aber weil das Peterchen bei diesen Worten doch bald geweint hätte, lachte das Christkind gar freundlich und sagte: „Ich werde schon sorgen! Sieh dir nur alles an, damit du zu Hause erzählen kannst!“ Und sogleich nahmen zwei kleine Engel das Büblein bei der Hand und zeigten ihm alles.

Dann hieß es: „So, Peterchen, jetzt wirst du selber backen!“ Schnell mußte er Mandeln klauben, Mehl beuteln, Zucker sieben, Mandeln wiegen, den Teig ausstreichen und drei große Zuckerherzen formen. Die wurden geschwind gebacken und Peter steckte sie in die Tasche. Dann schenkte ihm das Christkind noch vier Zimtsterne; einen für den Vater, einen für die Mutter, einen für die Frau Patin, und einen für Peter selbst. Und denkt an, das war der größte. „Grüß auch schön!“ — „Danke!“ sagte Peterchen.

Es hatten aber sieben Engel kleine Sternlaternen angezündet, um Peter nach Hause zu geleiten; ein achter Engel steckte die Mondfackel auf einen Stock und flog voran. Engel fliegen schneller als der Wind, und richtig, sie hatten den Peter auf ihre Flügel gesetzt, und husch — husch —

Digitized by Google

da ſtand er ſchon wieder vor der Patin Haus, und huſch — huſch — waren die Engel ſchon wieder weg und er guckte ihnen noch einen Augenblick nach.

Da merkte Peter aber, daß ſein Näschen eiskalt war, daß ſeine Finger in der Taſche froren, und daß ſeine Füße anfingen, kalt zu werden. Schnell ſchlüpfte er in der Frau Patin Haus, gab ſeinen Zimtſtern ab und ſagte: „Das Chriſtkindchen läßt ſchön grüßen!“ — Durfte da die Frau Pate ſchelten? — Nein. Sie brachte ihn ſchnell über die Straße weg zu ſeiner Mutter.

Peter erzählte ſeine ganze Geſchichte von Anfang bis zu Ende, teilte die Zimtſterne aus und beſtellte die Grüße. Durften da ſein Vater und ſeine Mutter ſchelten? Nein. Peter aß ſeinen Zimtſtern und langte ſich noch einen Bratapfel; die Zuckerſterne aber aß er erſt am nächſten Tag.

Am Weihnachtsabend aber lag unter dem Chriſtbaum ein Lebkuchen rieſengroß; darauf ſtand ſäuberlich mit weißem und rotem Zucker geſchrieben: „Das Chriſtkind ſchickt ſeinem wackeren Peter dieſen Lebkuchen, der gebacken wurde in Chriſtkindchens Backofen, drei Tage vor Weihnachten.“

Klein-Peterchen freute ſich mächtig und wollte im nächſten Jahr wieder das Chriſtkind beſuchen. Da war aber der Backofen umgebaut und ſtand drei Wochen hinter Weihnachten links von dem Pfahl, wo der Sack mit Waſſer hängt. Und dahin kann kein Fiſch ſchwimmen, kein Vogel fliegen, kein Würmchen kriechen, kein Menſch wandern. Das iſt ſo weit, daß man hier auf der Erde immer nur den roten Schein vom Ofenfeuer ſieht Aber alle Kinder wiſſen es dann: Das Chriſtkind backt Kreppeln!

Digitized by Google

Nachtigall und Roſenſtrauch

Von Otto Stückrath

Es war einmal ein Roſenſtrauch, der ſtand weit, weit draußen auf der grünen Waldheide. Eines Tages ging ein Lämmchen auf der Heide ſpazieren, rupfte hier ein Gräslein und dort ein Gräslein, hier ein Blättchen und dort ein Blättchen. Da kam es denn auch zu dem Roſenſtrauch und ſagte: „Du, jetzt rupfe ich dir ein Blättchen ab!“ Das war dem Roſenſtrauch gar nicht recht und er ſagte: „Hüte dich! Rupfſt du mich, ſo rupfe ich dich wieder!“ Das Lämmchen lachte und rief: „Ätſch! Du dummer Roſenſtrauch! Du biſt ja feſtgewachſen! Du kannſt mich ja gar nicht rupfen! Haſt ja keine Finger!“ Der Roſenſtrauch zog die Stirne in Falten und ſagte unmutig: „Hüte dich, ich habe ſtarke Greifer!“ Das Lämmchen aber war mutwillig. Ruck und Zuck! hatte es drei, vier Blättchen abgeriſſen und wollte ſchnell wieder weglaufen. Das ging aber nicht. Der Roſenſtrauch hatte ſeinen Zweig einmal vor-, dann zurück- und

Digitized by Google

wieder vorschnellen lassen, seine scharfen Stacheln packten zu, und happs! hing das Lämmchen mit seinem wollenen Kleidchen fest.

Nun konnte es allerdings fein bitten: „Lieber, lieber Rosenstrauch! Laß mich doch los! Ich will's ja mein Lebtage nicht wieder tun!" Der Rosenstrauch aber lachte grimmig: „Laß ich dich heute laufen, dann kommst du morgen wieder und ärgerst mich. Nein, ich will meine Ruhe haben, und darum halte ich dich fest." Das Lämmchen weinte und schrie gar kläglich, aber es half ihm nichts. Der Rosenstrauch hatte einmal zugepackt und machte nun seine Greifer nicht auf. Da blieb denn dem Lämmchen nur eins übrig: es mußte sich losreißen. Das tat's denn auch. Dabei mußte es aber erbärmlich schreien, denn es tat weh, als der Rosenstrauch aus des Lämmchens Röckchen ein Büschlein Wolle herausriß.

Nun stand der Rosenstrauch wieder fröhlich und zufrieden da, und das Lämmchen lief heim und klagte seiner Mutter sein Leid. Am Nachmittag hatte der Rosenstrauch Besuch. Ein Nachtigallenmännchen setzte sich auf das höchste Zweiglein und sagte: „Guten Tag, lieber Rosenstrauch!" Der Rosenstrauch grüßte wieder und war dann still. Da fing das Nachtigallenmännchen wieder an: „Hm! Rosenstrauch, da hast du aber ein feines Flöckchen Wolle!" — „Ja," lachte der Rosenstrauch, „und wie wunderbar ich dazu gekommen bin!" Und erzählte ausführlich die Geschichte von dem bösen Lämmchen. Ganz andächtig hörte das Nachtigallenmännchen zu und meinte endlich: „Das hast du wirklich gut gemacht! Jetzt hat das böse Tier seine Strafe." Dann betrachtete es das Wollflöckchen ganz genau, lobte es und begann dann: „Sag einmal, Rosenstrauch, was willst du denn mit dem Wollflöckchen eigentlich anfangen?" — „Ja," sagte der, „das weiß ich selbst noch nicht recht. Einstweilen will ich es behalten, vielleicht kann ich einmal einem guten Freunde ein Vergnügen damit machen."

Einen Augenblick schwieg das Nachtigallenmännchen still. Dann raffte es eine dicke Raupe von einem Blättchen des Rosenstrauches ab, fraß sie auf und sagte: „Siehst du, Rosenstrauch, da habe ich dich von einem bösen

Digitized by Google

Quälgeist befreit, und nun bin ich dein Freund. Du kannst mir aber auch gleich einen großen Gefallen erweisen: bitte, bitte, schenke mir das Wollflöckchen!"

Bedenklich wiegte der Rosenstrauch seinen Kopf hin und her. „Sag mir erst einmal, was du mit dem Wollflöckchen anfangen willst?!"

Das Nachtigallenmännchen hüpfte ein Zweiglein tiefer und seufzte: „Ach, das ist eine lange Geschichte. Denke einmal an, gestern war Vogelball. Da habe ich ein ganz ganz wunderschönes Nachtigallenfräulein kennen gelernt, dem möchte ich das Wollflöckchen gar zu gerne schenken!"

„Dummheiten! Nichts als Dummheiten!" raschpelte der Rosenstrauch. „Wenn dein Nachtigallenfräulein ein Wollflöckchen braucht, dann mag es eben sehen, wo es eins herbekommt! Und wozu, in aller Welt, braucht ein Nachtigallenfräulein ein Wollflöckchen? Sind eure Fräuleins schon so verwöhnt, daß sie Wollstrümpfe tragen?"

Nun mußte das Nachtigallenmännchen aber lachen. Das war ein gar zu närrischer Gedanke, daß die Vögel Strümpfe anziehen sollten wie die Menschenmänner und Menschenfräuleins. So lachte er denn los und wurde erst während des Sprechens ernst: „Nein, lieber Rosenstrauch, du solltest doch wissen, daß wir keine Strümpfe brauchen können! Denke einmal an, wir würden ja in allen Hecken hängen bleiben! Aber ich will dir doch sagen, was ein Nachtigallenfräulein mit einem Wollflöckchen macht! Sieh, das Nachtigallenfräulein soll ja kein Fräulein bleiben, sondern soll eine Nachtigallenfrau werden! Ich will es heiraten. Dann aber müssen wir beide uns ein Nestchen bauen. Das wird mitten ganz wunderfein mit dem Wollflöckchen ausgepolstert. Nachher legt das Frauchen vier oder fünf kleine Eierchen ins Nest und dann schlupfen eine ganze zappelige und wappelige Menge kleiner Kinderchen aus den Eiern heraus. Das ist wunderfein!"

Der Rosenstrauch schüttelte den Kopf, lachte spöttisch und sagte: „Na, wenn du meinst, das wäre so fein, wenn man für einen Haufen Kinder

Digitized by Google

sorgen muß, dann magst du schon bei deiner Meinung bleiben. Und das Wollflöckchen will ich dir schenken!"

Nun wollte das Nachtigallenmännchen gleich zugreifen, aber der Rosenstrauch sagte: „Holla! Immer langsam! Erst nimm mir mal noch die dicke Raupe weg, die da ganz unten an meinen Blättern frißt." Das tat das Nachtigallenmännchen und wollte wieder zupacken. Der Rosenstrauch aber hielt sein Wollbüschel immer noch fest. Als ihn das Nachtigallenmännchen verwundert anschaute, begann er noch einmal: „So, nun mußt du mir noch etwas versprechen! Wenn du geheiratet hast, dann besuchst du mich einmal und bringst auch deine Frau mit! Und wenn ihr Kinder habt, dann müßt ihr alle zusammen einmal kommen!" Das sagte das Nachtigallenmännchen gerne zu, bekam das Wollflöckchen und flog geschwind weg. „Nicht einmal Lebewohl'! sagt einem der närrische Vogel!" knurrte der Rosenstrauch und ging bald schlafen.

Es vergingen viele viele Tage. Das Nachtigallenmännchen ließ nichts von sich sehen und nichts von sich hören. Na, dachte der Rosenstrauch, das war einmal angeführt, das nächstemal soll mich kein Vogel betrügen. Gerade hatte er den Gedanken zu Ende gedacht, da merkte er, wie sich etwas auf seine höchsten Zweige hockte, und er hörte zwei liebliche Zwitscherstimmchen: „Guten Tag, lieber Rosenstrauch!" Nachtigalls waren da. Sie machten gerade ihre Hochzeitsreise, und hatten den guten Rosenstrauch doch nicht vergessen. Ein gutes Stündchen plauderten sie miteinander, erzählten dem Rosenstrauch alle Neuigkeiten, die in der Welt geschehen waren und flogen dann weiter.

Vorher aber hatte das Nachtigallenmännchen ihm ins Ohr geflüstert: „Wir werden hier ganz in der Nähe wohnen! Da komme ich denn öfters einmal zu dir!" Auch die junge Frau meinte, wenn sie Zeit genug fände, so wollte sie gerne einmal auf ein kleines Schwätzchen herüberkommen. Der Rosenstrauch freute sich darüber und versprach den beiden, alle Raupen und Käfer festzuhalten, bis sie kämen und sie holten. Dann stand

Digitized by Google

er wieder einsam da. Der Sommer kam näher und näher, es gab höllisch viel zu tun, denn das Kleid wollte bis in die feinsten Blättchen hinein ausgebügelt sein.

Es wurde ganz genau so, wie es das Nachtigallenmännchen gesagt hatte. Nach ein paar Wochen hatte der Rosenstrauch fast täglich Besuch. Jedesmal wußte das Nachtigallenmännchen etwas Neues zu erzählen. Eines Tages kam es ganz außer Atem angeflogen, sagte nicht einmal ‚Guten Tag!', sondern schrie nur: „Denk dir an, denk dir an, Rosenstrauch, meine Frau hat heute ein ganz wunderschönes Eichen gelegt."

Der Rosenstrauch freute sich nicht wenig, schenkte dem Nachtigallenmännchen eine dicke, dicke Raupe und bestellte viele schöne Grüße an seine Frau. Das Nachtigallenmännchen flog weg und brachte nun fast alle zwei Tage eine frohe Nachricht. Dann aber blieb es plötzlich aus, und der Rosenstrauch dachte: „O weh, da hat die böse Katze sicherlich wieder einmal Unheil angerichtet."

Eines schönen Tages aber, ganz früh am Morgen, eh' noch irgend ein Vogel ans Aufstehen dachte, und als der Rosenstrauch noch fest schlief, da kam das Nachtigallenmännchen in heller Freude an, weckte ihn und rief: „Gott sei Dank! Gott sei Dank! Lieber, lieber Rosenstrauch, denke dir an, wir haben fünf Kinderchen!"

Schlaftrunken reckte sich der Rosenstrauch und lachte: „Na, da freue ich mich! Nun aber heißt es tüchtig Futter herbeischaffen! Hier, nimm dir einmal ..."

Ehe er noch ausreden konnte, war das Nachtigallenmännchen auf und davon. Nicht einmal das Käferchen hatte es mitgenommen, das der Rosenstrauch sorgfältig aufgehoben hatte, und das ihm so viele Schmerzen machte. Gut, dann bekommt die Vogelfamilie das nächstemal einen noch fetteren Braten, dachte er und verbiß den Schmerz. Aber es dauerte schön lange bis das Nachtigallenmännchen wieder einmal kam. Es schien, als hätte es über seinem Glück den alten Wohltäter ganz und gar vergessen.

Digitized by Google

Acht Tage wartete der Rosenstrauch Stunde um Stunde und ließ das Käferchen ein Blättchen nach dem andern verzehren. Dann aber konnte er den Schmerz nicht mehr ertragen. Er rief eine Schwalbe an, die kam herbei und schnappte den frechen Fresser weg. Dann machte sich der Rosenstrauch an die Arbeit und behängte seine ganzen Zweige mit unendlich vielen Knospen. Gerade war er mit seiner Arbeit fertig — Gott weiß, wieviel Tage er dazu gebraucht hatte — als das Nachtigallenmännchen angeflogen kam.

Es hatte gar keine Zeit, setzte sich nicht einmal nieder, sondern rief nur: „Rosensträuchlein, herzliebes Rosensträuchlein, morgen kommen wir zu dir auf Besuch!" Weg war es.

„So ein Kerl! Nicht einmal ein vernünftiges Wort kann man mit ihm sprechen!" bullerte der Rosenstrauch hinterdrein, aber das half nichts. Das Nachtigallenmännchen war schon längst weg und suchte Futter. Heimlich untersuchte der Rosenstrauch Blättchen um Blättchen und sagte: „Sieben Mann hoch kommen sie? Ob da genug Räupchen da sind? Na, wenn's nicht reicht, dann müssen die Alten mit Spinnen vorlieb nehmen!"

Die ganze Nacht konnte er nicht gut schlafen und machte sich Gedanken, ob sein Kleid wohl auch gut genug sein möchte für den Besuch.

Am nächsten Tag schien die Sonne ganz goldig hell vom Himmel herunter. Die Engel hatten sie am Tage vorher blitzeblank geputzt, darum funkelte sie so. Der Rosenstrauch rieb sich den Schlaf aus den Augen und ließ seine Blätterchen im Winde zittern, denn er war ganz aufgeregt. Hier steckte er noch ein Knöspchen auf und dort eins. Dann wurde ihm mit einem Male ganz feierlich zumute. Langsam kam der Abend. Rundum war es so still wie in einer Kirche.

„Da bin ich!" rief plötzlich eine süße Stimme, „und da ist auch meine Frau, und dies hier sind unsere Kinderchen!"

Der Rosenstrauch konnte fast kein Wort sprechen, als er all das kleine Volk sah. Das waren wirklich ganz entzückende kleine Vogelkinder.

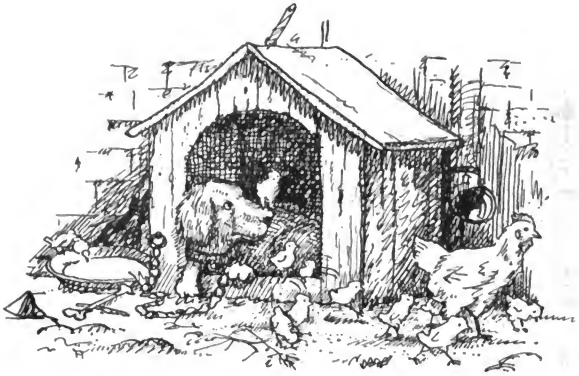
Digitized by Google

„Achtung!“ rief der Nachtigallenvater. Nun hockten ſich die Kleinen auf die niederen Zweige, auf dem allerhöchſten ſaß der Nachtigallenvater, etwas tiefer ſeine Frau.

„Eins! Zwei! Drei!“

Und dann ging's los! Das jubilierte und juchzte in die warme Sommernacht hinein, daß es eine Luſt war. Wie klimperklarer Glockenklang waren die Stimmchen der Kleinen, und die Alten ſangen dazu die zweite Stimme. Dem Roſenſtrauch lachte das Herz im Leibe vor lauter Freude. Als er ſich vor Glückſeligkeit nicht mehr zu faſſen wußte, da dehnte und reckte er ſich hoch, die Knöſplein ſprangen auf, und er ſtand da, überſät von tauſend roſaroten feinen Röslein. Der Duft der Blüten und das Lied der Vöglein drang hinauf bis in den Himmel, und der liebe Herrgott hatte ſeine Freude daran.

Digitized by Google

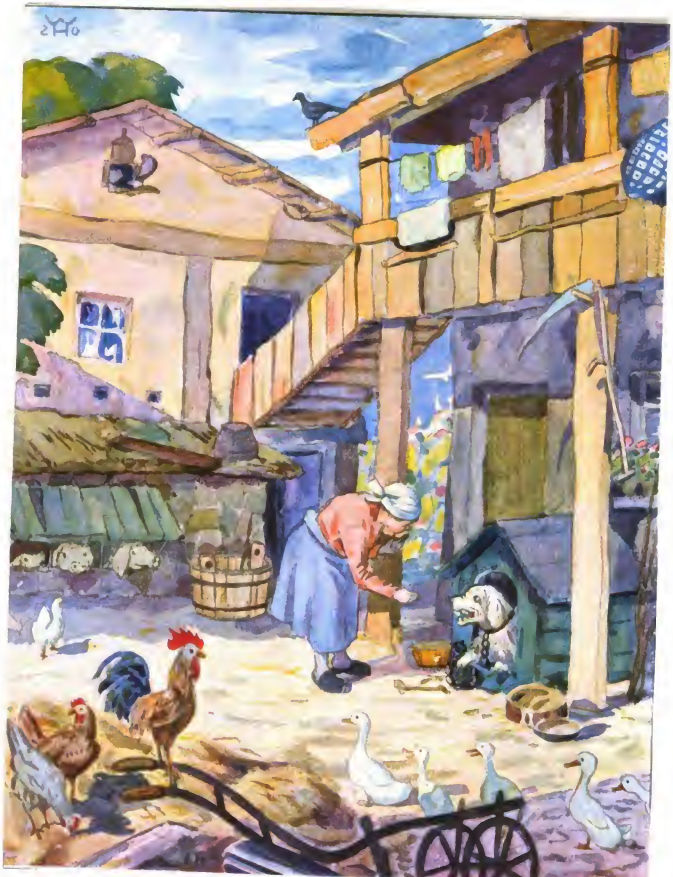


Kakaney und Sichelschwanz

Von Otto Stückrath

Kakaney war die denkbar schönste Henne auf Bauer Pumpels Hof. Sie war noch ein Fräulein. Darum zierte sie sich ganz gewaltig, als Sichelschwanz eines Tages zu ihr kam und sagte: „Fräulein Kakaney, wollen wir einen kleinen Spaziergang machen?“ Sie ließ ihre gelben Liderdecken herunter und schaute den stolzen Hühnerjüngling verlegen an. Da merkte sie, daß er gerade so verlegen war. Das Mitleid stieg in ihr auf, und ganz leise sagte sie zu. So gingen sie denn miteinander auf die grüne Wiese. Sichelschwanz fing ihr ein braunes Käferchen, brachte ihr ein dickes Weizenkorn und war sehr liebenswürdig. Es gefiel ihm, wie Kakaney seine kleinen Gaben so dankbar annahm, er packte seinen ganzen Mut zusammen und fragte sie, als sie unter einem Rosenstrauch angekommen waren: „Fräulein Kakaney, wollen Sie meine Frau werden?“ Weil er so schön seine Worte setzte und so lieb zu bitten verstand, sagte Kakaney ganz kurz und schnell: „Ja, lieber Sichelschwanz!“

Digitized by Google



Kakaney und Sichelschwanz

Digitized by Google

Sichelschwanz krähte wie besessen und lief um Kakaney herum als wäre er toll. Dann sprang er in die Hecke und lockte den Dompfaff. Der kam und traute die beiden. Nun waren sie Mann und Frau und gingen Tag für Tag miteinander. Sie erzählten sich viel schöne Dinge, aber manchmal zankten sie sich auch. Nachher waren sie aber bald wieder gut.

Eines Tages sagte Kakaney zu ihrem Mann: „Lieber Sichelschwanz, ich muß mir jetzt ein Nest suchen und eine Kinderstube einrichten!" Als das Sichelschwanz hörte, schrie er laut: „Kakaney kriegt Kikikikikin-der!" Das hörten die Hähne der Nachbarschaft und erzählten die Geschichte weiter. Bald wußte es das ganze Dorf.

Kakaney aber lief unruhig im Hof und in der Scheuer herum und suchte ein sicheres Plätzchen. Da kam sie auch an die Hundehütte. Die wurde von Bellmann, dem Hofhunde, bewohnt.

„Ka ka ka ka nei!
Laß mich mal vorbei!"

So rief sie ihm zu, aber der Bellmann war gar faul. Er reckte sich erst einmal ganz gehörig, stand langsam auf und fragte:

„Wau, wau, wau!
Warum denn, kleine Hühnerfrau?"

Kakaney war schon ganz ungeduldig geworden, darum schrie sie lauthals:

„Ka ka ka ka nei!
Ich will legen ein Ei!"

Bellmann lachte. Warum sich das kleine Hühnerfrauchen so sehr aufregte?

„Wau, wau, wau!
Warum in meine Hütte, kleine Hühnerfrau?"

Da wurde Kakaney ganz zappelig. Sie wäre am liebsten dem dummen

Digitized by Google

Bellmann auf dem Kopf gesprungen. Aber sie bezwang sich noch und sagte leise, daß es nur Bellmann hören konnte:

„Ka ka ka ka nei!
Leg ich im Stall ein Ei,
Kommt die Dore her,
Und das Nest ist leer!"

Da dachte Bellmann einen Augenblick nach. Ja, richtig, so war's: jeden Tag sah er die Dore, die alte Köchin, aus dem Hühnerstall kommen, und dann hatte sie Eier in der Schürze. Darin hatte die Hühnerfrau recht. Er sah sie an und fand in ihren blanken Augen richtige Tränen. Nun war er ein gar gutmütiger Hund und darum knurrte er:

„Wau, wau, wau,
Komm herein, du kleine Hühnerfrau!"

Tag für Tag stahl sich nun Kakaney in die Hundehütte herein, und jeden Tag legte sie ein Ei. Nachher schlupfte sie behende heraus und verhielt sich ganz ruhig bis sie mitten im Hof war. Dann aber war sie vergnügt und schrie:

„Ka ka ka ka nei!
Ich hab gelegt ein Ei!"

Die Dore hörte das Geschrei in der Küche und kam jedesmal heraus und suchte alles ab. Sie gab genau acht, wo das Kakaneychen hinging und herkam, aber sie erwischte es nie. So suchte sie denn alle Ecken und Winkel aus, fand aber Kakaneys Nest nicht. Endlich einmal entdeckte sie, daß Kakaney oft mit dem Bellmann sprach. Das war ihr gar auffällig. Wupp! war sie an der Hundehütte und suchte oben und unten, rechts und links davon. Es war nichts zu entdecken. In die Hütte guckte sie nicht. Denn Bellmann knurrte ganz gefährlich, als Dore ihm nahe kam. Sie bekam es mit der Angst und sagte: „Ach, bei dem bissigen Hund kann doch Kakaney nicht stecken!" Damit gab sie ihre Sucherei auf.

Digitized by Google

Fünfzehn Tage lang kam Kakaney schon in die Hütte. Das war gerade lang genug und sie sagte am sechzehnten Tage zu ihrem Mann: „Lieber Sichelschwanz, du mußt mich jetzt eine Zeit lang entbehren!"

Sichelschwanz hatte kein liebes Wort für seine Frau. Er hatte sich schon die ganze Zeit geärgert, daß Kakaney lieber Eier legte als mit ihm spazieren ging, und nun wollte sie gar eine Kinderstube einrichten! Da gefiel ihm das Buschköpfchen viel besser: das hatte buntgesprenkelte Federn und brauchte überhaupt keine Eier zu legen, weil es nur ein Zierhuhn war. So sagte er denn kein Sterbenswörtlein und lief weg.

Kakaney machte sich nichts daraus. Sie hatte jetzt an andre Dinge zu denken. Sie paßte auf bis die Dore am Kartoffelschälen war und suchte dann ihren getreuen Bellmann auf.

„Ka ka ka ka nei!
Laß mich mal vorbei!"

Bellmann stand auf, ging zur Seite und knurrte:

„Wau, wau, wau!
Komm in meine Hütte, kleine Hühnerfrau!"

Kakaney ging zu ihren Eiern. Sie hockte sich aufs Nest, plusterte die Federn weit auseinander und blieb ganz still. Bellmann wartete, daß sie wieder heraus kommen sollte, aber sie kam nicht. Als vier Tage vergangen waren, nahm er von seinem Futter soviel er fassen konnte und schleppte es hinten in die Hütte. Er schüttelte den Kopf, als er Kakaney so ruhig auf den Eiern sitzen sah und sagte leise:

„Wau, wau, wau!
Iß, du kleine Hühnerfrau!"

Kakaney freute sich über den sorgsamen Bellmann, dankte ihm und aß. Bellmann brachte mit vieler Mühe auch Wasser herbei, und sie trank. So brauchte sie ganze drei Wochen nicht aus der Hütte heraus zu gehen.

Digitized by Google

Dore ſuchte überall nach Kakaney, und als ſie nirgends eine Spur fand, klagte ſie: „Nun ſcheint das Kakaneychen tot zu ſein! Wahrſcheinlich hat's der Fuchs gefreſſen! Ach, wie ſchade um das liebe Tier!"

Sichelſchwanz war mit dem Buſchköpfchen uneins geworden. Er fühlte ſich entſetzlich einſam und ging klagend im Hof herum und fragte überall:

„Kickericki!
Iſt Kakaney nit hie?"

Er kam auch zu dem Bellmann. Der war garnicht gut aufgelegt, weil der böſe Robert mit einem Stein nach ihm geworfen hatte. Als er die Klage des Sichelſchwanz hörte, lachte er zornig:

„Wau, wau, wau!
Dir gehört keine Frau!"

Das war am hellen Mittag geweſen. In der Nacht wurde Bellmann plötzlich geweckt. Er hörte Kakaney leiſe ſprechen. Ganz genau horchte er auf. Und ganz deutlich klang es an ſein Ohr:

„Glück, Glück, Glück!
Ganze vierzehn Stück!"

Das war eine Freude! Mitten in der Nacht brachte Bellmann ſeinen Glückwunſch an:

„Wau, wau, wau!
Gottes Segen, kleine Hühnerfrau!"

Als nun der helle Tag da war, und die Sonne ſein warm ſchien, da bat Kakaney:

„Ka ka ka ka ney!
Laß mich und die Kinder vorbei!"

Bellmann rückte ein bißchen auf die Seite. Nun kam zuerſt Kakaney aus der Hütte hervor. Hinter ihr drein aber krabbelten und kribbelten

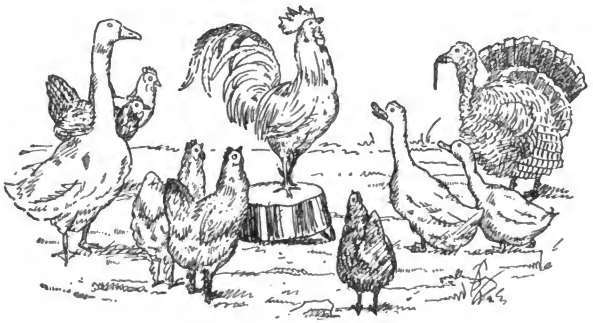
Digitized by Google

vierzehn allerliebſte goldgelbe Hühnerkinderchen. Eins war ganz keck und kletterte dem Bellmann auf die Naſe. Der hätte beinahe geniest. Aber er zwangs herunter. Denn wenn das kleine Ding von der Naſenſpitze gepurzelt wäre, ſo hätte es ſicher ein Unglück gegeben.

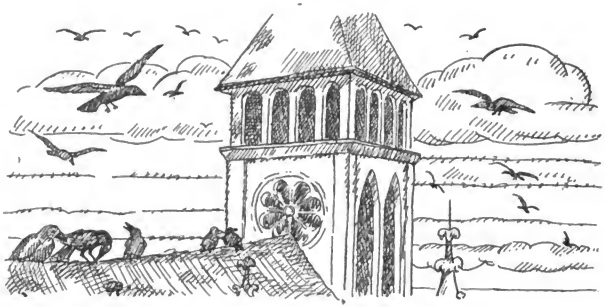
Auf dem Hof entſtand ein ſchöner Auflauf. Die Hühner, die Enten und die Gänſe waren in Aufregung. Dore war ganz außer ſich vor Vergnügen. Als ſie am Abend ſah, daß Kakaney wieder in Bellmanns Hundehütte unterkroch, gab ſie dem braven Bellmann einen fetten Knochen. Sie zauſelte ihm die Lappohren und ſagte: „So, du guter Kerl, weil du das Kakaneychen ſo ſchön behütet haſt!“ Darauf war Bellmann nicht wenig ſtolz.

Sichelſchwanz ließ ſich von allen Hofbewohnern als glücklicher Hühnervater anſtaunen und ſammelte Glückwünſche ein. Nur Kakaney war ſtill. Sie zeigte ihre Freude nicht. Wenn ſie aber ihre Schar unter den Flügeln hatte und hier eins und dort eins hervorlugte, dann war ſie glücklich und ganz leiſe gluckte ſie:

„Glück, Glück, Glück!
Ganze vierzehn Stück!“



Digitized by Google



Die Glocken

Von Ferdinand Benz

Es war einmal eine Zigeunerbande und die hatte ein uraltes Mütterchen bei ſich, das nicht mehr recht gehen konnte und der ganzen Geſellſchaft bei ihrem unſauberen Handwerk, das oft ſchleunige Flucht forderte, ſehr zur Laſt fiel.

Da ſagten eines Tages die Männer: „Alterchen, du weißt es ſelber, du biſt für nichts mehr nutze und bringſt uns nur Schaden und unnötige Mühe. Am beſten iſt es, wenn du Abſchied nimmſt und ſtirbſt.“

Darüber war die Alte gar nicht beſonders erſtaunt, weil es ſo Brauch war bei den Zigeunern, daß die unnützen Leute beiſeite geſchafft wurden. Sie nahm herzlichen Abſchied von allen Männern und Frauen und ergab ſich in ihr Schickſal.

An einem Waldrande hoben die Männer raſch eine Grube aus, die aber nicht recht tief wurde, weil der Boden ſehr ſteinig war. Man trug die Alte ſachte hinzu, legte ſie, wie ſie war, in ihr Grab, und mit raſchen Händen wurde ſie lebendig mit Erde zugedeckt.

Digitized by Google

Weil aber das fahrende Volk in letzter Zeit allerlei Diebstähle vollführt hatte, trachtete es mit größter Eile weiterzukommen, weshalb die alte Zigeunermutter nur wenig überdeckt war und deshalb nicht sterben konnte.

Nach und nach hatte sie ihren Kopf frei gemacht. Hilflos lag sie in ihrem Grabe, von allen Leuten verlassen. Da war sie überaus traurig und wünschte nur, daß der Tod recht bald aus dem Walde käme und sie erlösen möchte.

Nach langer Zeit hörte sie wirklich Schritte. Sie konnte sich aber nicht umdrehen und dachte sich: „Jetzt kommt der barmherzige Tod und nimmt mich mit." Dabei seufzte sie recht tief auf.

Aber der Tod war das nicht.

Auf ihren Seufzer hin hörte man keine Schritte mehr, mäuschenstille war es ringsum.

Dann kam ein flachshaariges Mädchen mit einem Büschel Holz daher und betrachtete den Kopf der Alten mit Angst und Grauen.

Weil der ganze Leib eingescharrt war, hatte es den Anschein, als läge ein menschliches Haupt auf der Erde.

Da begann der Kopf zu reden und sich zu bewegen.

Das Mädchen erschrak noch ärger und wollte davonlaufen.

Als aber die arme Frau gar innig bat, blieb es stehen und fürchtete sich nicht mehr. Und als das Mädchen sah, daß es sich hier um eine recht schlimme Tat handelte und die Alte lebendig begraben lag, warf es seinen Holzbüschel beiseite und begann, so emsig es nur konnte, die Erdschollen und die Steine wegzuklauben. Bald war der eine Arm freigelegt und dann der andere, und bald konnte sich der Leib ein wenig rühren. Aber es lagen noch große Massen auf den Füßen. Das Mädchen arbeitete, daß ihm der Schweiß über das gerötete Gesichtchen perlte und daß ihm die Finger bluteten. Es achtete jedoch nicht darauf, sondern ruhte nicht eher, als bis die Zigeunergroßmutter den einen Fuß und dann auch den anderen freibekam und mit Hilfe der kleinen Retterin Auferstehung feiern konnte.

Da waren beide so froh, daß sie vor Freude weinten.

Digitized by Google

Das Mädchen aber nahm die Alte mit nach Hause und erzählte alles seinen Eltern.

Diese waren sehr zornig auf die bösen Zigeuner und nahmen die Verstoßene mit Herzlichkeit auf, bewirteten sie, wiesen ihr ein Lager an und behielten sie, solange sie lebte.

Die alte Frau aber sagte immer: „Wohltun trägt Zinsen, ich vergesse nicht, sie euch zu zahlen.“ Dabei strich sie ihrer Retterin über die dicken, hellen Zöpfe.

* * *

Die Leute in dem Häuschen waren aber sehr arm und es kam der Tag, an welchem der Vater zu seiner Tochter sprach: „Flachsköpfchen, du mußt jetzt fort in die Stadt und dir selbst dein Brot verdienen!“

Da packte das Kind seine Habseligkeiten in ein rotes Tüchlein und nahm Abschied vom Vaterhaus. Die alte Zigeunerin ging noch einige Schritte weit mit ihm, gab ihm eine kleine eiserne Kugel und sprach: „Hebe dir diese Kugel wohl auf. Wenn du sie bei dir trägst, kann dir nichts Unrechtes geschehen. Sie vertreibt auch jeden Zauber und jeden Bann!“ Dann humpelte die Alte heim.

Als Flachsköpfchen im großen Walde war, dachte es: „Die eiserne Kugel nehme ich nicht mit in die Stadt. Sie könnte mir verloren gehen! Ich will sie lieber verstecken.“

Sie wußte aber im Walde eine uralte, hohle Linde. Zu der ging es hin und vergrub in ihrem Innern die Kugel, legte eine Steinplatte darauf und bedeckte diese wieder mit Moos und Waldstreu.

In der Stadt kam das Mädchen zu einem Gärtner in den Dienst. Da mußte es die Gartenbeete ausgrasen, die Bohnen an die Stänglein leiten, die Rosenbäumchen gießen und die zarten Pflänzchen versetzen. Das tat Flachsköpfchen mit großer Freude und sang dabei alle schönen Lieder vor sich hin, die es nur wußte.

Digitized by Google

Das Mädchen hatte aber eine wunderschöne Stimme, die klang in der Tiefe wie eine Orgel und in der Höhe wie eine süße Flöte. Manchmal blieben die Leute am Zaune stehen und lauschten verstohlen der lieben Nachtigall.

Am öftesten jedoch horchte am Zaune der alte höckerige Türmer. Der aber gehörte zur Zunft der Herer und Banner. Vor allem hatte er es auf jene Mädchen abgesehen, die eine recht wohlklingende Stimme hatten. An nichts hatte er eine Freude, als am Gesang und auch da nur, am Gesang seiner Glocken. Seine Glocken, hoch oben auf dem Turme, die liebte er, als wären es seine Kinder. Die streichelte er, mit ihnen redete er, er schalt sie auch manchmal, belobte sie, munterte sie auf, gestikulierte mit den Armen, schrie ihnen unter dem Getöse des Läutens zu: „Ha, meine Pummerin, heute brummst du einen gewaltigen Baß! Schneller, schneller, Hallerin, die anderen übertönen dich. — Brav, meine kleine Jublerin, du bist die eifrigste! — Singt, Kinder, singt! — Jubelt, Kinder, jubelt!“

Und sie verstanden ihn. Sie ließen ihrem ehernen Mund einen solchen Wohllaut, eine solche Feierlichkeit, ein solches Meer von Tönen entströmen, daß die Leute auf der Straße stehen blieben und sprachen: „Horcht nur, welche Harmonien! Klingt es nicht wie ein hundertstimmiger Mädchenchor? Auf der ganzen Welt singen die Glocken nicht so ergreifend wie bei uns.“

Wenn jedoch bei einem Trauerfall der alte Herer jammerte: „Ach Kinder, heute müßt ihr Klagelieder singen, heute ist ein trauriger Tag,“ da senkte sich ein solch wehmütiges Lied vom Turme herab auf die Stadt, daß es allen ans Herz griff. Man glaubte den wunderbaren Gesang hinsterbender Singschwäne und weinender Nachtigallen zu vernehmen. Auch konnte man annehmen, viele Mädchen säßen hoch oben auf dem Turme gefangen und sängen ein ergreifendes Sehnsuchtslied nach der verlorenen Freiheit.

Digitized by Google

Wenn die Leute dieſes Klagen der Glocken hörten, konnten ſich viele nicht mehr beherrſchen und weinten.

Flachsköpfchen war ganz hingeriſſen von dieſem Glockengeläute.

Als deshalb eines Tages der alte Türmer die kleine Gärtnerin anredete und ſie einlud, einmal zu ihm emporzuſteigen, da klopfte des Mädchens Herz vor Freude und am nächſten freien Tag ging es zum ſchmalen Türmerpförtlein und begehrte Einlaß.

Der Alte ſtand ſchon an der Türe, begrüßte Flachsköpfchen gar freundlich und führte es empor. Immer höher, immer im Kreiſe empor. Öfter mußte es ſtehenbleiben und ſich verſchnaufen, bis ſie beide in die weite Glockenſtube traten.

Da hingen ſie, die drei Schweſtern, die ſo wundervoll ſangen.

Flachsköpfchen berührte zuerſt die große Pummerin und die Glocke tat einen tiefen Seufzer, dann die Hallerin, von dieſer vernahm man einen klagenden Ton, dann die Jublerin und dieſe wimmerte leiſe. Die letztere gefiel dem Mädchen am beſten.

Der Herer nahm aber das Flachsköpfchen mit ſich in ſeine Türmerſtube und riegelte die Türe zu. In einem Vogelkäfig ſaß eine Dohle, die ängſtlich kreiſchte und die Flügel ſpreizte.

Flachsköpfchen blickte durch die kleinen Fenſter hinaus in die weite Welt und hinunter auf das Münſter und die Dächer der Stadt und es gefiel ihr da oben gar ſehr.

Da ſprach der Alte: „Setze dich hin und ruhe aus! Du haſt noch Zeit genug, hinunter zu ſchauen. Trinke ein wenig von meinem ſüßen Wein!“ Er gab dem Mädchen in einem ſchönen Pokale zu trinken.

Derſelbe aber enthielt keinen Wein, ſondern einen böſen Zauberſaft.

Kaum hatte Flachsköpfchen einige Tropfen genommen, da fiel es um, ſchlief ein und als es erwachte, hatte es die Geſtalt einer Dohle.

Der alte Zauberer faßte den Vogel, tat ihn in den Käfig, aus welchem er die andere Dohle fort ins Freie ließ.

Digitized by Google

Die Stimme des verherten Flachsköpfchens aber bannte er zu den vielen anderen Mädchenstimmen in seine Glocken, sodaß aus ihnen wahrhaftig Menschenstimmen erschollen. Seitdem klang die Jublerin noch viel schöner, denn aus ihr sangen des Mädchens Flötenlaute.

* * *

Da saß nun Flächsköpfchen in der armen Gestalt einer Turmdohle und wußte wohl, daß all die schwarzen Vögel, die beim Geläute der Glocken schreiend um den Turm flogen, nichts anderes waren, als verzauberte Mädchen.

Monat um Monat verging. Deutlich hörte Flachsköpfchen ihre eigene Stimme erklingen, wenn die Jublerin geläutet wurde, und jedesmal, wenn die Töne sich so frei hinausschwangen in die weite Gotteswelt, empfand es eine ganz besondere Sehnsucht nach Freiheit und war sehr traurig.

Was würden wohl die alten Eltern sagen, wenn sie gar keine Grüße mehr von ihrem Flachsköpfchen erhielten? Sie dachten sicher, es wäre schon längst gestorben. Wenn nur die alte Zigeunermutter .....

Da gab es dem Mädchen einen Stich ins Herz und es dachte an die eiserne Kugel, die in der hohlen Linde vergraben war. Sie löst jeden Zauber und jeden Bann. Aber wie soll es das Kleinod holen?

Das verwandelte Mädchen paßte täglich auf, ob nicht der alte Banner einmal das Türchen offen ließ, wenn er das Futter und das Wasser in den Käfig stellte. Aber er vergaß es niemals.

* * *

Als ein Jahr vergangen war, kam der Türmer mit einem schönen Mädchen zur Türe herein, genau so, wie einst mit ihr. Wohl schrie Flachsköpfchen so viel es konnte, wohl sträubte es seine schwarzen, glänzenden Federn, aber dem Mädchen ging es genau so, wie ihm selbst. In kurzer Zeit saß das schöne Kind als Dohle auf der Bank.

Digitized by Google

Der Alte nahm den Vogel, tat ihn in den Käfig und ließ Flachsköpfchen hinaus ins Freie.

Da schwang sich die Dohle voller Freude hinaus auf das Kirchendach, umringt von allen Dohlenschwestern und es gab ein großes Fragen und Raten, ein Begrüßen und Jammern.

Als aber die armen, schwarzen Vögel gar sehr klagten, da wehrte Flachsköpfchen ab und bedeutete ihnen, sie sollten getröstet sein. Daraufhin flog es fort, über die Stadt, über das Land, über den weiten Wald und hielt erst auf der hohlen Linde. Es war aber damals Winter und der Boden hart gefroren. Als daher die Dohle hinabflog, um die eiserne Kugel zu suchen, da konnte es mit seinem Schnabel den Stein nicht wegheben, denn er war fest angefroren. Da rief sie den Fuchs herbei und dieser begann mit seinen scharfen Krallen zu scharren und im Augenblick war der Stein weg und die eiserne Kugel lag da.

Mit raschem Griff der Fänge erfaßte sie Flachsköpfchen und flog eilends damit davon, über Wald und Feld, über Dorf und Weiler, hin in die große Stadt und hinauf zum Turme des alten Münsters.

Dort ruhte es ein wenig.

Da ging unten auf der Straße der Türmer. Rasch flog die Dohle hin zum Schalloch und klopfte mit der eisernen Kugel, die sie noch fest mit den Zehen hielt, dreimal an die Pummerin, daß es laut scholl: Bum, bum, bum, dann an die Hallerin und diese rief: Bam, bam, bam, dann an die Jublerin und diese sprach: Bim, bim, bim.

Dann aber begannen die drei Glocken so zu singen, so zu jauchzen und zu jubilieren, daß die ganze Stadt aufhorchte und alles fragte, was für ein Fest heute sei. Noch nie sangen sie so ein herrliches Lied. Es klang fast ausgelassen fröhlich und doch wieder so innig und frohlockend, wie man es noch nie gehört hatte.

Der alte Hexer ahnte Schlimmes und rannte, was er konnte, die Wendeltreppe empor, um nachzusehen, was denn da oben los wäre. Als

Digitized by Google

er in die Nähe der Glockenstube kam, nahm der Freudengesang der Glocken eine solche Gewalt an, daß der Alte nicht mehr vom Platze konnte. Immer stärker, immer brausender erscholl es und füllte den ganzen Turm, daß er von oben bis unten erbebte.

Dann auf einmal, ein schriller Ton und die Jublerin war zersprungen. Noch ein Schlag und die Hallerin hatte einen Riß, ein dumpfer Donner und die Pummerin ging in Trümmer.

Schweigen herrschte ringsum. Die Glocken waren plötzlich stumm geworden.

Aus der Glockenstube aber stürmten freudestrahlend mehr als hundert lachende Mädchen. In der Mitte führten sie das schöne Flachsköpfchen, das sich und alle anderen erlöst hatte.

Als der alte Herer die Mädchenschar erblickte, sprang er in Wut und Verzweiflung durch eine Turmluke in die Tiefe, wo er tot liegen blieb.

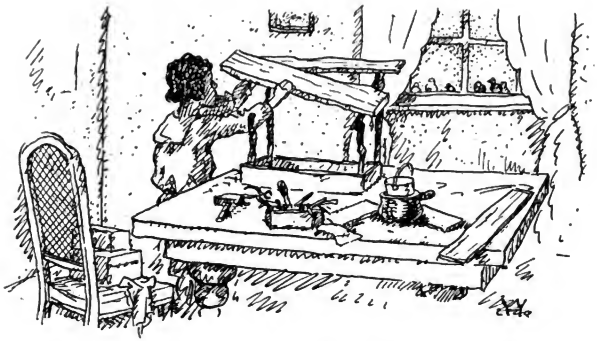
In der Stadt feierte man ein großes Freudenfest und bedachte die Befreiten mit reichen Gaben. Die guten Mädchen aber schenkten alles, was sie bekommen hatten, ihrer Retterin und eilten nach Hause zu ihren besorgten Lieben.

Da ging auch Flachsköpfchen zu ihren Eltern heim und brachte so viel Taler mit, daß alle Not vorbei war. Große Freude herrschte in der armen Hütte bei diesem unverhofften Wiedersehen.

Flachsköpfchens unerwarteter Besuch war auch die letzte große Freude der uralten Zigeunerin, welche am andern Tage lächelnd verschied.

Die zersprungenen Glocken, denen die Mädchen so lange ihre herrlichen Stimmen geliehen hatten, wurden zum ewigen Andenken unter dem Orgelchore des Münsters aufgestellt.

Digitized by Google



Der weitgereiſte Apfelkern

Von Otto Strückrath

Vor einem Fenſter hing einmal ein kleines Vogelfutterhäuschen. Das hatte der Fritz aus einem Zigarrenkiſtchen zuſammengenagelt, nachher zwei Anhänger daran gemacht und es aufgebaumelt. Jeden Tag kam er und ſtreute für die kleinen Vöglein Futter in das Häuschen. Denn draußen war Winter, Schnee lag überall, und wo ein bißchen Waſſer geweſen war, da glänzte jetzt eine Eiskruſte.

Nun lagen viele, viele Körnchen in dem Futterhäuschen. Sie redeten alle miteinander und flüſterten und ſchwatzten dies und das. Es waren aber auch drei große Kerne da: ein Sonnenblumenkern, ein Flachskern und ein Apfelkern. Die drei hatten von dem Gewiſper und Gepiſper der kleinen Kerle rein garnichts, denn das Kleinvolk ſchrie wie toll durcheinander. Da ſagte der Apfelkern zu den beiden anderen: „Ach, warum ſollen wir denn ſtillſchweigen? Wir rücken ein bißchen zuſammen und erzählen uns etwas!“

Digitized by Google

Das war leichter gesagt wie getan. Der Sonnenblumenkern sagte schon vornweg: „Ich weiß nichts!“ erzählte dann aber doch eine kleine Geschichte. Und die hieß so: „Vor ein paar Wochen habe ich noch mitten in einer riesengroßen Sonnenblume dringesteckt und habe mir die Blumen und all das kleine Unkraut unter mir betrachtet. Gekümmert habe ich mich um garnichts. Eines Tages wurde es kalt und ich kam hierher.“

Nun tat das Flachskernchen seinen Mund auf.

„Wie ich hierher gekommen bin, das weiß ich garnicht. Hier in der Nähe bin ich sicher nicht gewachsen. Ich wohnte früher weit draußen auf dem Feld. Da stand ich mit tausenden meiner Brüder zusammen. Erst hatten wir grüne Blätter, dann blaue Blüten und zuletzt saßen wir fest und hart in den Hüllen, wurden herausgeklopft und wie mirs nachher ging, das weiß ich nicht. Ich war von dem Schlagen und Herumwerfen rein ohnmächtig. Erlebt habe ich auch nichts. Und wenn man nichts erlebt, dann kann man auch nichts erzählen.“

„Ja, wenn man blind durch die Welt läuft und nicht achtgibt auf das, was rundherum vorgeht, dann mags wohl so sein,“ erwiderte das Apfelkernchen und reckte sich ein Teilchen höher.

„Nun, dann wird die Geschichte des Herrn Guck-in-die-Welt sicherlich hochfein!“ lachte bissig das Flachskernchen.

Der Apfelkern besann sich einen Augenblick, dann noch einen und noch einen. Endlich hatte er seine Gedanken gesammelt und erzählte schlankweg:

„Ich habe einmal in einem dicken, roten Apfel mitten drin gelegen und hatte vier Brüder. Wo die jetzt stecken, das weiß ich nicht. Ich sah nur, daß der Fritz sie in ein kleines Blechbüchschen steckte. Mich hat er nicht erwischt. Ich sprang vom Tisch herunter auf einen weichen, roten Teppich. Da hat mich das Lenchen gefunden und hierher geschleppt. Was ich hier soll, das weiß ich noch nicht, aber ich werde es schon noch erfahren.

Aber da komme ich ja ganz aus meiner Geschichte heraus. Die muß ich vorn anfangen, sonst habt ihr garnichts davon. Also: Ich saß in einem

Digitized by Google

großen, roten Apfel, der Apfel hing an einem Apfelbaum, und der Apfelbaum stand weit, weit draußen im Feld, ganz nahe bei einem kleinen Dorf. Da war kein Gerassel von elektrischen Wagen wie hier, kein Fabrikstaub und keine häßliche Luft. Nein, das war alles wunderschön sauber. Denkt euch, der Apfelbaum hatte anfangs überhaupt keine Blätter, und Äpfel schon garnicht! Dafür war er über und über mit braunen Knospen besät. Die wurden immer dicker und dicker, und eines Tages wickelten sie sich auf. Da kamen eine Unmenge zarter, eirunder Blättchen heraus, die auf der Unterseite alle einen weichen Samtflaum trugen. Nachher kamen aus den Blattwinkeln wieder andere Knospen, die hatten kleine Stielchen, und als diese Knospen sich aufrollten, da sagten die Leute: der Apfelbaum blüht. Von diesen Blüten war ich auch einmal eine, aber keine ganze, sondern nur ein winziges Stückchen davon. Denn wißt ihr, so eine Apfelblüte ist ein ganz verzwicktes Ding. Da sind Staubmännerchen und Apfelkernfräuleins, die tanzen zusammen auf einem grasgrünen Blütenboden und heiraten dann gewöhnlich auch. Hei! der Tanzboden ist einmal fein! Rund herum ist er von zartrosa Flaggen begrenzt, die im Winde leise rauschen und flattern, und zwischen den Fahnen stehen noch einmal grüne Bäumlein. Leider Gottes dauert die Herrlichkeit nicht lange. Das geht einen Tag, zwei Tage, dann sind die Fahnen schmutzig, der Tanzboden ist entzwei getanzt, und die Herren Staubmänner haben eine ganz zerzauste Uniform. Wir Apfelkernfrauen suchen uns dann einen Unterschlupf. Wir fangen nämlich jämmerlich an zu frieren nach der Tanzerei. Das ist nun wieder großartig eingerichtet bei so einem Apfelbaum: ist die Tanzmusik vorbei, so werden aus den Tanzbodenbrettern kleine Häuserchen für die Apfelkernfrauen gebaut. Da ziehen wir denn immer paarweise in ein Haus. Solcher Häuser liegen immer vier, fünf oder sechs in einem Kreis. Das ist dann ein richtiges Apfelkerndörfchen. Ich wohnte auch in einem Häuschen und hatte anfangs auch noch Gesellschaft. Wir unterhielten uns recht gut. Dann aber wurde meine arme Kameradin krank und starb. In der ersten

Digitized by Google

Der weitgereiste Apfelkern

Digitized by Google

Zeit weinte ich sehr, aber dann gab ich mich zufrieden. Ich hatte nun ein Stübchen allein und konnte mich nach Herzenslust ausdehnen.

Derweil wurde es draußen immer wärmer. Ich fühlte das durch mein Hausdach durch, und das will was heißen! Denn ihr müßt bedenken, daß das Hausdach von Tag zu Tag dicker wurde, also immer weniger Wärme durchließ. Aber ich spürte sie doch, und fühlte mich wohl dabei. Eines Tages sitze ich ganz stillvergnügt da, auf einmal höre ich ein seltsames, schurrendes Geräusch an der Hauswand. Ich kriege einen Schrecken, denn ich spüre ganz deutlich, wie mein Häuschen und das ganze Apfelkerndorf hin- und herwackelt wie bei einem großen Sturm. Plötzlich ist es wieder piepsstill.

Am Mittag erfuhr ich von einem Meischen, das einem Buchfinken die Geschichte erzählte, was losgewesen war. Ein Schmetterling, so ein ganz mordsschlechter Apfelwickler hatte sich dran gemacht, Eierchen an unser Apfelkernhäuschen gelegt und sie ausschlupfen lassen. Die Räubchen hatte er dann auf uns losgeschickt. Das Meischen hatte die frechen Eindringlinge noch rechtzeitig bemerkt und sie aufgefressen. Ihr könnt euch denken, wie froh ich war, als diese Gefahr nicht mehr drohte.

Der Apfelbaum war wirklich besorgt um uns. Eine Schutzdecke nach der anderen ließ er über unser Hausdach legen. Aber warm war es doch und blieb's auch. Eines Tages machte ich eine nette Entdeckung. Ich fing an mich zu verfärben. Vorher war ich so blendend weiß gewesen wie der Schnee draußen, nun aber wurde ich gescheckt, gefleckt, halb gelb, halb braun und nur ein winziges Stückchen war noch weiß. Ich wollte schon verzweifeln. Da aber merkte ich, daß mir das Braun ganz gut zu Gesicht stand. So dachte ich denn: auch gut, dann wirst du halt braun. So wurde es auch. Eines Tages war ich von oben bis unten braun wie eine geröstete Kaffeebohne. Eben wollte ich mich noch so recht meiner Schönheit freuen, als ich auf einmal ein greuliches Krachen und Brechen hörte. Ich merkte ganz deutlich, daß unser Haus mit allem Drum und Dran in etwas Dunkles hineinrollte, und konnte gerade noch eine laute Menschenstimme

Digitized by Google

hören, die sagte: „Hei, das war aber ein feiner, rotbackiger Kerl!“ Das war mir denn doch zu viel! Rotbackig nannte er mich? Rotbackig nannte er meine Nachbarn? Wir waren doch braun, das wußten wir alle. So laut ich nur konnte schrie ich: „Ich bin ja braun!“ Aber niemand hörte mich. Nachher erst habe ich erfahren, daß der Mann mich nicht meinte, sondern unser Hausdach. Das hatte nämlich der Apfelbaum mit roter Apfelhaut überspannt, das es recht schön aussehen sollte.

Vorderhand war ich im Dunkeln. Nachher kam ich wieder ins Helle, und hörte wieder dieselbe Menschenstimme über mir. Sie sagte: „Die Schönen werden herausgelesen und verkauft!“

Ich wurde mit verkauft. Da hörte ich denn, wie rund um mich herum die Holzwolle knisterte, hörte das Geschrei und Gezänk der Marktleute, und endlich, endlich fühlte ich ein leises Rollen. Ich hatte vorher genau auf das Gespräch der Leute gehorcht und wußte nun, der Mann der dich gekauft hat, läßt dich jetzt auf der Eisenbahn fahren. Und so war's auch. Denkt euch einmal so ein Glück! Ich fuhr in einem Wagen, der dicht hinter der Lokomotive kam. Denn ich hörte das Fauchen der Maschine, konnte deutlich merken, wenn der Heizer mit dem Lokomotivführer sprach und wußte ganz bald alle Stationen auswendig, an denen wir vorbeifuhren. Ich weiß auch, daß der Lokomotivführer für sein kleines Mädchen eine Puppe kaufte, als der Zug einmal an einer Station etwas länger hielt. Das kleine Mädchen war nämlich krank. Aber ich will weitererzählen. Endlich kamen wir in Berlin an. Da kam denn nun das Ausladen. Hier fluchte einer, da lachte einer, der Korb ächzte und immer rief ein Mann: „Vorsicht! Vorsicht! Frisches Obst!“

Nachher mußte ich noch einmal eine tolle Fahrt auf einem Rollwagen mitmachen. Dann wurden die Bindeschnüre zerschnitten, und denkt euch an! ein richtiger Sonnenstrahl kam auf mich zu und wärmte mich. Das Schönste aber war, als eine Frauenstimme sprach: „Der schöne rote ist für das brave Fritzchen!“

Digitized by Google

Als ich das gehört hatte, da meinte ich: jetzt mußt du sterben. Denn mein Haus, mein schönes Haus ging ritsch! entzwei. Etwas Glänzendes, Haarscharfes ging dicht an mir vorüber, aber es war wunderschön hell um mich. Ich hatte nicht die geringsten Schmerzen, sah mich um und plumpste dadurch aus meinem Haus heraus auf einen schlohweißen Teller. Da hatte ich nun Zeit, mich umzusehen. Wahrhaftig, es war ein schöner Teller auf dem ich lag. Der Teller aber stand auf einem gedeckten Tisch. Um den Tisch herum standen schöne Stühle und allerlei Möbel waren in dem Zimmer. Auf den Stühlen saßen Leute. Zwei große, ein Mann und eine Frau, und zwei kleine, ein Bube und ein Mädchen. Der Bube war der Fritz, und das Mädchen hieß Lenchen. Und denkt euch an! Die Leute aßen mein Hausdach! Nur die rote Decke aßen sie nicht mit. Der Fritz aber kroch mit seinen Fingern in allen Apfelkerndörfern herum und suchte Apfelkerne. Mich wollte er auch kriegen, aber ihr wißt ja, daß ich auf den Teppich huppste. Ach, ich könnte wohl noch viel erzählen ....“

„Aber ich habe Hunger und muß dich jetzt fressen!“ sagte ein Meischen, das herbeigeflogen kam und die letzten Worte gehört hatte.

Der Flachskern lachte: „Lebe wohl, du weitgereister Apfelkern, nun hat dich eine Meise gefressen, trotz deiner schönen Geschichte!“

„Und dich frißt die Meise auch!“ sagte das Vöglein und pickte das Flachskernchen auf. Nun war der Sonnenblumenkern allein. Das tat dem Meischen leid, und es schleppte ihn weg. Was aus ihm geworden ist, kann ich nicht sagen. Ich habe das Meischen nicht wieder gesehen, und der Buchfink hat mir gesagt, das Meischen erzählte keine Geschichten mehr.

Digitized by Google

Prinzeſſin Roſenhold

Von Ferdinand Benz

Es war einmal ein König und der hatte eine einzige Tochter. Die aber war häßlich und hatte ein ſommerſproſſiges Geſicht. Das ſah ihre Mutter, die Königin, mit vielem Weh, konnte aber nicht helfen, weshalb ſie ſich ſo ſehr grämte, daß ſie ſtarb.

Als die Prinzeſſin heranwuchs, zog einmal der König weit fort in den Krieg und verrichtete große Heldentaten. Er war aber ſtreng mit ſeinen Kriegsleuten und ließ keinem Unſchuldigen ein Leid antun.

Einmal nun begab es ſich, daß draußen im Walde das Lager aufgeſchlagen wurde und große Regenſchauer daherkamen. Der König hatte ein Zelt, aber die Knechte wurden durchnäßt bis auf die Haut. Sie ſuchten geeigneten Unterſchlupf unter den Bäumen und fanden in einer Waldlichtung eine kleine Hütte, die von einem alten Weibe bewohnt war. Die rauhen Kriegsknechte klopften an die Türe der Alten und begehrten Einlaß.

Dieſe jedoch ſchaute durch das halbblinde Fenſter heraus und verſteckte ſich, als ſie Bewaffnete ſah. Ihr Haus hatte ſie mit einem Balken verriegelt.

Digitized by Google

Da schlugen die Söldner die morsche Türe ein und drangen in das Häuschen, beschimpften die Frau und warfen sie zur Stube hinaus.

Jammernd und weinend lief sie davon und zwar geradewegs auf das Zelt des Königs zu. Dem klagte sie das Unrecht, das ihr angetan worden war.

Der König hieß sie auf sein Feldlager niedersetzen, ließ sie bewirten und versprach, die Schuldigen zu bestrafen. Auch gab er der Alten eine Hand voll Gold, so daß sie ganz glücklich strahlte und mit dem Unrecht, das ihr die groben Soldaten zugefügt hatten, recht wohl ausgesöhnt war.

Als es zu regnen aufgehört hatte, führte der König die Alte zurück in ihre Hütte und trieb die Soldaten heraus, denen er schweren Arrest zu verbüßen gab.

Die Alte ergoß sich in einen wahren Strom von Dankesbeteuerungen, suchte in einem wurmstichigen Schrank, in welchem viele kleine Fläschchen standen, umher und gab dem König ein grünes Glas, das mit einer Flüssigkeit gefüllt war.

„Herr König", sprach sie, „nehmt dieses grüne Glas mit nach Hause und schenkt es Eurer lieben Tochter! Sie wird mir dankbar sein. Sie soll sich bestreichen damit und sie wird schön werden, wie eine Rose."

Als der König das Geschenk mit verwunderten Augen anschaute, fügte sie hinzu: „Die Könige verstehen das Kriegführen und das Regieren, aber die Waldfrauen kennen die Säfte der Blätter und Blüten und wissen, was die Menschen nötig haben."

Da gab ihr der König noch eigens einen Dukaten für ihr Fläschchen, das er sorgfältig in seine Tasche steckte. „Meine Tochter kann so etwas brauchen", dachte er, „sonst läuft wohl jeder Ritter vor ihr davon und gäbe ich ihm auch mein ganzes Königreich samt ihrer Hand."

* * *

Als der Krieg zu Ende war und der König heimkam, schenkte er seiner Tochter das grüne Fläschchen.

Digitized by Google

Das Königstöchterchen, das schon manche Mittel zu ihrer Verschönerung vergebens angewandt hatte, freute sich sehr, daß ihr Herr Vater an sie gedacht und ihr von weither ein Gläschen mit kräftigen Tropfen gebracht hatte.

Alsogleich probierte die Prinzessin das Mittel der alten Waldfrau.

Es vergingen aber keine acht Tage, da staunten alle über die Veränderung, die mit der Königstochter vorging. Sie wurde immer schöner und schöner, sie blühte auf wie eine zarte Rose und allgemein hieß man sie „Prinzessin Rosenhold" und feierte sie als die schönste im ganzen Land.

Das gefiel dem König sehr und er bedauerte nur, daß die Königin diesen Tag nicht mehr erlebt hatte. Was würde sie an ihrer Rosenhold für eine Freude haben!

Der König wurde älter und dachte daran, für sich einen Nachfolger und für Rosenhold einen Gemahl zu suchen.

Da war aber ein junger, reicher Graf in ihrer Gegend, der hieß von der Halde. Er war ein tapferer Mann und hatte mit dem König so manche Kriegsfahrt gemacht. Den suchte er sich als Nachfolger aus.

Rosenhold freute sich sehr und rüstete sich zur Hochzeit, die in drei Jahren sein sollte.

Der Graf von der Halde aber mußte noch ein Gelübde gut machen. Er hatte versprochen, am Kreuzzuge gegen die Muselmänner teilzunehmen und zog mit dem heiligen Heer in das Morgenland.

Zwei Jahre war er fortgezogen, da starb der alte König.

Rosenhold regierte nun allein im Lande und wartete auf die Heimkehr ihres Grafen, den sie sogleich zum König machen wollte, wenn er kam.

Es verbreitete sich aber die Kunde, daß der Graf von der Halde gefangen oder gar gefallen sei.

Da kamen viele Freier zu Rosenhold und hätten sie gerne zur Frau genommen und sich selbst dadurch noch lieber zum König gemacht.

Digitized by Google

Aber Rosenhold war nicht nur überaus schön, sondern auch überaus stolz geworden.

Wenn die prächtigen Jünglinge auf wundervollen Pferden in ihren Burghof ritten, da verhöhnte sie die Prinzessin, daß sie rot wurden bis an ihre Sammtbarette. Manchmal ließ sie auch die Zugbrücke hochziehen und die Bewerber standen vor der Burg wie wertlose Bettler. Da ist gar mancher mit Zorn im Herzen fortgezogen.

Der Gaugraf von Reichengrund wurde auch mit Spott abgewiesen. Der aber war ein Mann von Eisen und gab sich nicht auf den ersten Schlag verloren.

Er kam einmal in der Nacht mit seinen Mannen, drang in die Königsburg ein, nahm Rosenhold gefangen und führte sie auf seine Burg, die ein richtiges Felsennest war und Breitenegg hieß. Was sich Rosenhold wünschte, durfte sie sich mitnehmen.

Der Gaugraf dachte: „Im Laufe der Zeit wird die Königstochter schon gefügig werden und das Werk, das mit Gewalt begonnen wurde, wird mit einer königlichen Hochzeit enden."

Auf der Burg Breitenegg wurde Rosenhold mit allem beschenkt, was ihr Herz begehrte. Eine eigene Magd war ihr an die Seite gegeben, die nur für ihren Wink da war.

Der Gaugraf war gegen sie überaus freundlich und suchte ihr Herz zu gewinnen. Aber vergeblich.

So oft er auch fragte, wohin der Zug ihres Herzens stehe, bekam er die gleiche Antwort: „Laßt mich frei, daß ich meinen Kreuzritter auf meinem Schloß erwarten kann!"

* * *

In dieser Zeit mußte der Gaugraf ins Feld ziehen, um eine kleine Fehde auszufechten. Bis in sechs Wochen gedachte er wieder auf seiner Burg zu sein.

Digitized by Google

Diese Zeit der Abwesenheit des Herrn benützte die böse Magd für ihren Plan. Sie hatte das grüne Fläschchen der Rosenhold gestohlen und sich damit gewaschen. Gar bald merkte die Diebin das Wunder, welches diese Zaubertropfen der weisen Waldfrau an ihr wirkten. Deutlich genug sagte ihr der Spiegel, wie sie täglich schöner und feiner würde. Niemand sah ihr mehr die Magd an, nein, sie war bald schöner als Rosenhold selbst. „Warum soll ich die Magd machen, wenn ich selbst schöner bin als die Prinzessin?“ dachte die Diebin.

Rosenhold aber hatte schon öfter das grüne Fläschchen verwünscht. Waren nicht diese Tropfen schuld an ihrem Unglück? Wäre sie nicht so schön und stolz gewesen, so hätte sie der Gaugraf gewiß nicht entführt. Rosenhold hatte eine Freude, daß sie alt und häßlich wurde, seitdem sie aus dem grünen Fläschchen keinen Tropfen mehr in ihr Angesicht brachte.

Andern Tags sagte die Magd: „Wir tauschen von heute ab unsere Rollen. Jetzt bin ich Rosenhold und du bist meine Magd. Ich bin die Schöne und du bist die Häßliche! Und wenn es dir nicht gefällt, lasse ich dich in den Kerker werfen, in welchem eine Schlangenbrut wohnt.“

Wie war da die arme Rosenhold anfangs erschrocken! Aber als sie nachts stundenlang geweint hatte und ruhig geworden war, da freute sie sich, daß es so gekommen war. Jetzt war sie doch sicher des gewalttätigen Gaugrafen für immer los und als Magd konnte sie ihm viel leichter entfliehen.

Als die Fehde beendet war und der Gaugraf zurückkehrte, ging ihm die falsche Rosenhold freudestrahlend entgegen und begrüßte ihn feierlich und herzlich.

Da freute sich der Graf gar sehr über die Sinnesänderung der vermeintlichen Königstochter.

Seit dieser Zeit ging es auf der Burg Breitenegg hoch her. Man rüstete zur Hochzeit, die auch bald mit großem Glanz nach einem prächtigen Einzug auf der Königsburg gefeiert wurde.

Um Rosenhold auf Breitenegg kümmerte sich weiter niemand. Sie

Digitized by Google

war so häßlich geworden, daß jeder sie verlacht hätte, wenn sie mehr als eine einfache Magd hätte sein wollen.

Eines Tages war Rosenhold von Breitenegg entflohen. Sie suchte Schutz bei der alten Waldfrau, von welcher der König seiner Tochter viel erzählt hatte.

Als Rosenhold das Häuslein im Walde gefunden hatte, kam die Waldfrau ihr schon entgegen und begrüßte sie wie eine alte Bekannte mit großer Freude und Ehrfurcht. Rosenhold vertraute ihr ihr ganzes Unglück an, wie einer guten, alten Mutter.

Da nickte die alte Frau mit dem mageren Kopf und sprach: „Ich kenne die Menschen und ihre Bosheiten."

Dann aber pflegte sie die Königstochter, sie richtete ihr ein Bad, in welches sie allerlei kräftige Kräuter legte.

Daraufhin bekam Rosenhold wieder ihre ganze strahlende Schönheit zurück, ja sie wurde noch herrlicher als zuvor.

* * *

Eines Tages kam einer von den Boten, welche die Waldfrau aufgestellt hatte, und rief von weitem schon, daß der Graf von der Halde vom Morgenlande mit seinen Rittern wohlbehalten zurückgekehrt sei.

Da kannte Rosenholds Freude keine Grenzen und sie konnte den Tag kaum erwarten, an welchem sie ihren Herrn und Beschützer begrüßen durfte.

Der aber hatte durch die Waldfrau kaum die Botschaft von dem Aufenthalte seiner Braut erhalten, als er sich auf sein Streitroß warf und dem Waldhäuschen entgegensprengte. Vor der Hütte sprang er von seinem Rosse.

Da kam ihm Rosenhold entgegengegangen und breitete die Arme

Digitized by Google

nach ihm aus und weinte an seiner Brust vor Freude. Dann aber erzählte sie ihm von dem Gaugrafen und von ihren Leiden und wie sie von der guten Waldfrau verborgen gehalten und beschützt worden war.

Da stieg dem Kreuzritter Zornröte ins Gesicht und er stampfte mit seinem gewaltigen Schwert auf den Boden der Hütte, daß sie erzitterte bis hinauf zum Dache und er schwur dem frechen Räuber furchtbare Vergeltung.

Der Gaugraf erfreute sich nur wenige Wochen froher Tage.

Als das grüne Fläschchen seine letzten Tropfen hergegeben hatte, da begann die Schönheit der falschen Königin zu verschwinden und sie wurde alle Tage häßlicher und bald erkannte der Gaugraf, daß er eine seiner Mägde und nicht die Königstochter geheiratet hatte. Da war er wütend über diesen Betrug und überhäufte seine Gemahlin mit bitteren Vorwürfen. Nur einen Trost hatte er: er war und blieb König. —

Da dröhnten eines Tages Trompeten, da sprengte eine große Reiterschar herein und in ihrer Mitte ritt der rechte König und die rechte Königin, die schöne Rosenhold.

Der Gaugraf und seine Frau wurden gefangen und in das Gefängnis geworfen.

Beim Volke stand es sicher, daß sie das Tageslicht nicht mehr sehen würden.

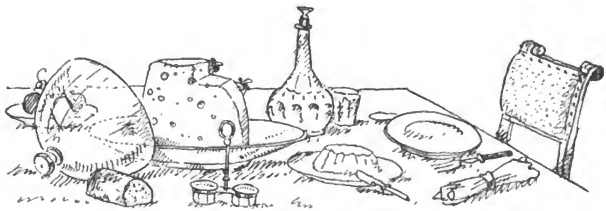
Nach einiger Zeit verkündete der weise König das Urteil, das so lautete:

„Der Gaugraf und seine Frau sind des Landes verwiesen und sollen nicht sterben. Wir sind der Meinung, daß es für sie eine härtere Strafe ist, miteinander zu leben, als wenn wir sie in die Hände der Henker geben würden."

Die alte Waldfrau wurde in das Königsschloß geholt, wo sie von nun an leben durfte.

Der König und seine schöne Rosenhold aber waren überaus glücklich bis an ihr seliges Ende.

Digitized by Google



Kankeraknickebeen

Von Otto Stückrath

Es war einmal ein Fliegenmann, der hieß Simsala. Er hatte eine Gnette, liebe Frau, die hieß Sumsala. Simsala und Sumsala hatten sich sehr lieb und gingen Tag für Tag miteinander spazieren. So waren sie denn auch wieder einmal nach Käseburg ausgeflogen und wanderten auf den Mauern herum. Hier rupften sie einmal ein Steinchen ab und dort eins, und fraßen es dann auch reinweg auf. Die Mauern von Käseburg waren nämlich eßbar. Als sie sich genugsam umgesehen und die schöne Aussicht genossen hatten, gingen sie über Tellerbach durch die weite, weiße Deckenebene nach Butterheim, guckten in alle Häuser hinein, knappten hier einmal ein Stückchen und dort eins und kamen endlich auf den Zuckerberg. Da war es fein. Man hatte eine wunderschöne Aussicht und konnte nach Herzensluft von dem Zuckerberg Stücke wegreißen. Ganz leicht ging das allerdings nicht. Aber Herr Simsala und Frau Sumsala wußten sich zu helfen. Sie spuckten einfach den Zuckerberg an. Davon erschraken die großen, weißen Zuckerklumpen so, daß sie ganz weich wurden wie Butter, und dann wurden sie runtergeschleckt.

Endlich waren die beiden Fliegen ganz satt. Frau Sumsala sagte zu ihrem Mann: „Lieber, komm, laß uns noch nach Kaffeestadt wandern! Von dem reichlichen Essen habe ich Durst bekommen."

Digitized by Google

Sie beratſchlagten nun, ob ſie gehen oder fliegen ſollten.

„Ach, Fliegen geht viel ſchneller!“ ſagte Herr Simſala, „und wenn man ſo großen Durſt hat, ſoll man machen, daß man was zu trinken bekommt!“

Frau Sumſala war gerne zufrieden. So flogen ſie denn los. In Taſſenhauſen warteten ſie einen Augenblick und verſchnauften von dem weiten Flug, marſchierten geſchwind nach Kaffeeſtadt und löſchten ihren Durſt. Herr Simſala wäre gerne noch ein bißchen dageblieben, aber Frau Sumſala hatte Angſt, er würde über den Durſt trinken und könnte nachher nicht mehr richtig fliegen. Da fing ſie mächtig an zu gähnen. Herr Simſala merkte, daß ſeine Frau müde war. Da ließ er ſein eigenes Vergnügen ſein und ſagte: „Komm, herzliebſte Frau, wir wollen heim!“

Huſch! Flogen ſie weg nach Tapetenſtadt, machten die Fenſterläden zu, ſummten leiſe ein Liedchen und ſchliefen ein.

Erſt am ſpäten Nachmittag wachten ſie auf. Sie hatten beide ganz ausgezeichnet geſchlafen und waren recht vergnügt. Herr Simſala hatte in Tapetenſtadt noch geſchäftlich zu tun, und da begleitete ihn ſeine Frau recht gerne. So rückten ſie denn los, gingen in allen Straßen herum, begrüßten hier ein paar Bekannte und dort ein paar, guckten ſich die Schaufenſter an und kamen immer weiter und weiter. Herr Simſala hatte ſeine Geſchäfte alle erledigt und marſchierte fröhlich drauf los. Immer ſtiller, immer ſtiller wurden die Straßen. Zuletzt ſahen ſie keine lebendige Seele mehr. Frau Sumſala drängelte ſich dicht an ihren Mann, denn ſie war immer ein bißchen ängſtlich.

Ganz, ganz weit draußen, am Ende der Straße ſah Frau Sumſala plötzlich ein wunderbares Haus. Es ſah aus, als wäre es aus lauter feinen Glasſtäben kunſtvoll gebaut. An den Fenſtern hingen feingewebte Gardinen, und das ganze Häuschen war ſo leicht und duftig, daß es im leichten Abendwinde langſam hin- und herſchaukelte wie eine Kleinkinderwiege.

Digitized by Google

Frau Sumſala ſtand ſtill und ſah ſtaunend das Haus an. So etwas Schönes hatte ſie ihr Lebtag noch nicht geſehen und hatte doch ſchon in Spitzenheim zu Abend geſpeiſt und in Vorhangshauſen getanzt. Sie klatſchte vor Freude in die Hände und rief: „Herzensmann, wie ſchön, wie wunderſchön!“

Herr Simſala war in Gedanken. Er gab gar keine Antwort, ſondern drehte ſich ſtracks um. Es wurde nämlich ſchon düſter, und er wollte gerne nach Hauſe. Frau Sumſala aber hielt ihn feſt und hieß ihn rückwärts ſchauen. Dabei flüſterte ſie ganz entſetzt: „Sieh doch einmal, mein lieber Mann, was da für ein entſetzlicher Kerl vor dem Hauſe ſteht!“

Und wahrhaftig! Da ſtand ein Kerl, ſo groß wie ein Rieſe. Er hatte eine graue Uniform an und trug an der Seite ein mächtiges Schwert. Sein Mund war ſo ſchauderhaft groß, daß er von einem Ohr bis zum andern ging. Nun fing er an zu reden. Was er ſagte klang gar nicht ſo fürchterlich, nur daß ſeine Stimme ſchnarrte wie eine alte rappelige Uhr.

„Ei, guten Tag, meine Herrſchaften! Wollen Sie mir einen Beſuch machen?“

Frau Sumſala mußte lachen. Es war gar zu ſeltſam, wie der Kerl den Mund bis an die Ohren aufriß, wenn er ſprach. Und dann war es ihr auch ſehr ſonderbar, daß er glauben konnte, ſie wollten ihm einen Beſuch machen, wo ſie ihn doch gar nicht kannten! Darum ſagte ſie: „Nein, mein Herr! Wir haben einen Spaziergang durch die Stadt gemacht! Mein Mann hatte da Geſchäfte. Nun haben wir uns ſo eifrig unterhalten, daß wir ein bißchen zu weit von zu Hauſe weggeraten ſind!“ Dann aber dachte ſie, ſie müßte dem Kerl noch eine Schmeichelei ſagen, zeigte auf das Haus und fuhr fort: „Gehört das Haus Ihnen, Herr ... Herr ... Ja, ich weiß ja gar nicht wie Sie heißen!“

„Kanferaknickebeen heiße ich!“ krähte der Kerl.

„Simſala und meine Frau Sumſala!“ fiel da Herr Simſala ein, der froh war, daß er jetzt auch ein Wort ſprechen konnte. Er machte eine

Digitized by Google

Verbeugung, Frau Sumsala machte einen Knix und Kankeraknickebeen legte grüßend die Hand an die Mütze.

Frau Sumsala konnte sich noch nicht beruhigen. Der Name des Kerls war ihr zu lustig. Sie lachte erst in ihr Taschentuch hinein, dann aber lachte sie aus vollem Hals.

Kankeraknickebeen machte ein böses Gesicht. Er runzelte die Stirn, zog sein Schwert, schwang es rund um sich herum, tanzte auf einem Bein und schrie: „Kankeraknickebeen! Kankeraknickebeen! Juhuuuu!"

Frau Sumsala erschrak nicht wenig. Darum lenkte sie schnell wieder ein und sprach von dem schönen Haus. Da machte Kankeraknickebeen ein fröhliches Gesicht, steckte das Schwert in die Scheide, machte ein freundliches Gesicht und sagte: „Vielleicht macht es den Herrschaften Spaß, meine Wohnung einmal zu besehen!"

Frau Sumsala schaute ihren Mann an. Der machte ein gar verdrießliches Gesicht, denn er hatte Hunger und wäre am liebsten heimgegangen. Dann war ihm der Herr Kankeraknickebeen auch gar zu unheimlich vorgekommen. Als er aber merkte, daß Frau Sumsala ein betrübtes Gesicht machte und ganz weinerlich aussah, da dachte er: wir können es ja einmal ansehen und nachher in irgend einem Wirtshaus zu Abend essen.

Ganz laut aber sagte er: „Nun, liebe Frau, wenn uns der Herr Kankeraknickebeen so freundlich einlädt, dann wollen wir ihm gerne in seine wunderschöne Wohnung folgen."

Frau Sumsala wurde sehr vergnügt. Sie lachte Herrn Kankeraknickebeen an als wollte sie sagen: sehen Sie, einen so lieben Mann habe ich.

Kankeraknickebeen konnte sich das Lachen auch nicht verkneifen. Er zog sein Schwert wieder aus der Scheide, lachte über das ganze Gesicht und stellte sich wie eine Schildwache an die Türe seines Hauses. Dann rief er: „Bitte, eintreten, meine verehrten Herrschaften!" und machte

Digitized by Google

einen so putzigen Diener, daß Herr Simsala laut lachte und auch Frau Sumsala einstimmte.

Herr Simsala ließ seine Frau vorgehen. Ob sie nun unvorsichtig auftrat? Wer weiß. Kurz und gut, sie stolperte und blieb mit ihrem Flügelkleid an einem Glaspfeilerchen hängen.

„Ach, das macht nichts!" sagte Herr Simsala und ging geradewegs hinter ihr drein. Er machte auch Anstalten, als wollte er seiner Frau helfen, aber das ging nicht so schnell. Als er nämlich den ersten Fuß ins Haus setzte, da packten ihn Fußangeln und Schlingen, eine Faust war in seinem Genick, und eine gräßliche Stimme schrie: „Guten Tag, Herr Simsala! Willkommen in meinem Haus!" Simsala tat einen schrecklichen Schrei: „Ach Gott, wir sind in eine Mördergrube geraten!" Er wehrte sich noch ein bißchen, aber das half gar nichts. Deutlich hörte er das Schwert durch die Luft sausen, dann schwand ihm das Bewußtsein. Er war tot.

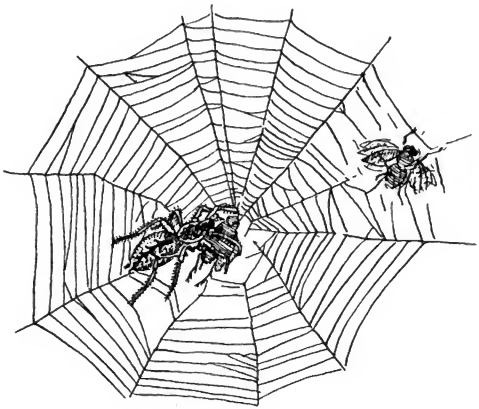
Frau Sumsala blickte sich um. Sie sah den blutenden Körper ihres armen Mannes und blickte in das grausame Antlitz Kankeraknickebeens, der sein Schwert schon wieder erhoben hatte. Frau Sumsala wollte entfliehen. Aber wie sie sich auch anstellte: hier bog sich ein Pfeiler nieder, dort packte eine Fußangel zu, im nu war sie wie mit tausend Seilen umschnürt. Da bat sie gar flehentlich den Mörder ihres Mannes: „Lieber, guter Herr Kankeraknickebeen, schenken Sie mir doch mein Leben!" Der aber stellte sich breitspurig vor sie und sagte: „Dein Mann soll mir heute Abend noch gut schmecken, du aber kommst morgen früh dran. Damit du mir aber nicht fortläufst, will ich dich auch schlachten."

Frau Sumsala schloß zitternd die Augen. Dann starb sie. Noch einen einzigen, furchtbaren Schrei stieß sie aus.

Kankeraknickebeen schleppte die Leichen in seine Speisekammer. Den Simsala fraß er gleich auf, Frau Sumsala hob er bis zum nächsten Tag auf und wollte eine Suppe davon kochen. Das sollte ihm denn aber

Digitized by Google

doch nicht geraten. Am nächſten Tag fegte das Stubenmädchen das ganze Haus weg. Herr Kanteraknickebeen geriet in die Borſten des Beſens, fiel jämmerlich auf die Straße, brach das Genick und vier Beine und war tot. Aus war die Geſchichte.



Digitized by Google

Der Ziegenbart

Von Ferdinand Benz

Es war einmal ein alter Jäger, der den Reſt ſeines langen Lebens bei ſeinem Sohne zubrachte, der auch ein Jäger war und ein Waldhaus bewohnte. Der alte Mann hatte einen langen grauen Bart, der von der Bruſt in einer leichten Wölbung wegſtand und beim Reden ſich eifrig mitbewegte, wie der Bart einer Ziege, wenn ſie von den Hecken das Laub herunter reißt.

Deswegen hieß der Alte rundweg Jäger Ziegenbart.

Der Ziegenbart ging ſchon längſt nicht mehr in den Wald, weil ſeine Füße ihn nicht mehr weit trugen. Namentlich machte ihm ſein linkes Bein dumme Geſchichten. Es ſchwoll oft ſo ſehr an, daß es ſchmerzte und gar nicht zu gebrauchen war.

Der Ziegenbart war in der ganzen Gegend beliebt, weil er immer neue Scherze und immer neue Jägergeſchichten wußte. Wenn er dieſe zu erzählen anfing, dann ging ihm gar oft die Phantaſie durch und er wußte nicht mehr Wahrheit und Dichtung zu unterſcheiden. Dann kam es vor, daß

Digitized by Google

er so dicke Lügen daherbrachte, daß der Tisch sich bog und die Nachbarn ganz blau wurden.

Die Leute aber freuten sich an seinen unglaublichen Geschichten überaus.

In seinen alten Tagen hatte er keine Gesellschaft mehr. Während des Tages bestand seine ganze Zuhörerschaft aus seinem Enkelkinde Hilde, dem er alle Jagdabenteuer seines Lebens erzählte.

Das kleine Mädchen mit seinen fünf Jahren war sehr geweckt und war von den Knieen des Großvaters nicht wegzubringen.

Er selbst aber wußte sich nichts schöneres auf der Welt, als diese zwei blitzenden Kindesaugen, die an seinem bärtigen Munde hingen und auf jedes Wort achteten. Aus den Augen der kleinen Hilde leuchtete während seiner Erzählungen Freude, Angst, Mitleid, alle Empfindungen, die ein Menschenherz erleben kann.

* * *

Einmal saß der Ziegenbart ganz allein vor dem Jägerhäuschen in seinem Armsessel. Es war ein schöner Herbstnachmittag, an welchem die Sonne noch einige Wärme übrig hatte und sie verschenkte. Der Alte hatte bereits die Pelzkappe angezogen und sein linker Fuß war mit Decken warm eingehüllt. Der Ziegenbart rauchte sein kurzes Pfeifchen und blickte in den Wald hinein.

Im Walde aber raschelte es beständig. Von den Ahornbäumen kamen die gelben Blätter im Zickzack herunter getanzt. Von den Büschen raschelte es bald da, bald dort, ganz leise, wenn die braunen Blätter auf die Äste und von da auf die Erde fielen.

Eichelhäher flogen beständig hin und her und versteckten sich in den Boden allerlei Mundvorrat für den Winter. Die Eichhörnchen bauten sich hoch oben auf den Gabeläsen der alten Föhren kugelförmige Nester, die sie mit Moos polsterten. Auch für den kleinen Zugang legten sie so viel

Digitized by Google

Grasheu bereit, daß sie bei eintreffendem Winter nur hinschlüpfen und die Tür von innen zumachen brauchten, um sich zum Schlafe niederzulegen.

Wie der alte Jäger alles so betrachtete, erinnerte er sich, daß auch bei ihm der Winter des Lebens vor der Türe stände und er dachte an das Sterben. Als er aber so sinnierte, sah er in Gedanken die blitzenden Kinderaugen seiner Hilde und er schüttelte sich die Todesahnung wieder aus dem grauen Haupte.

Da hörte er im Walde einen schlürfenden Schritt. Langsam und zögernd kam ein Mann daher. Der hatte einen breiten Hut auf dem Kopfe und einen schwarzen faltigen Mantel um die Schultern.

Der Fremde ging geradewegs auf den Jäger zu und setzte sich hinter ihn auf die steinerne Hausbank. Wie er sich niederließ, klapperten seine Gebeine ganz deutlich, und der Jäger wußte, daß der Fremde kein anderer war, als der Knochenmann.

Der Tod begann mit einer kleinen Einleitung und hub an: „Ziegenbart, du bist uralt."

„Tut's schon noch, mein Lieber, erst fünfundachtzig Jahre", war die Antwort.

„Gelogen hast du auch schon genug in deinem Leben!" fuhr der auf der Hausbank weiter.

„Noch lange nicht genug. Die Leute möchten noch mehr hören von meinen Geschichten", antwortete Ziegenbart.

Da stampfte der Fremde auf den Boden, daß alle seine Knochen aneinanderschlugen und klapperten und er rief: „Was, noch nicht genug, in diesem Alter? Kein Mensch braucht dich, die Leute sind froh, wenn du dich verabschiedest. Du bist zu nichts mehr gut, als zum Begrabenwerden."

„Sensenmann, du lügst. Mich brauchen die Leute noch sehr notwendig Für mich ist es noch viel zu schade, wenn ich unter die Erde komme. Gib nur einmal ob acht, wie meine kleine Hilde an mir hängt."

Da lachte der Tod und erwiderte: „Gut, wenn sich jemand findet, der

Digitized by Google

dich und deine Lügenkunst braucht und darum froh ist, sollst du solange leben, bis du selber mir erklärst, daß du zu nichts mehr taugst."

Das gefiel dem Ziegenbart sehr und er antwortete: „Ganz wohl. Komme nur wieder und lausche hinter den Büschen, dann wirst du von meiner Unersetzlichkeit dich überzeugen."

„Abgemacht!" sprach der Tod und schlürfte davon.

Einmal war im Jägerhaus niemand daheim, als der Ziegenbart und Hilde. Es war Winter und über dem ganzen Wald lag eine feierliche Ruhe. Der Greis saß neben dem Ofen in seinem Lehnstuhl und schlummerte.

Hilde spielte mit ihren Puppen herum. Sie ging aber nur auf ihren Zehenspitzen hin und her und mit ihren Gespielinnen flüsterte sie nur, um den Großvater nicht zu wecken.

Da schlich auf einmal ganz leise zur Türe herein ein Mädchen in der Größe Hildes. Es hatte aber ein ganz altes, eingefallenes Gesicht und konnte nicht lachen. Es war niemand anders als der Tod, der sich in diese Gestalt versteckt hatte.

Hilde war anfangs fast erschrocken und hätte beinahe geschrieen. Aber das fremde Mädchen mit dem sonderbaren alten und ernsten Gesicht winkte mit der Hand und machte: „Pst!"

Da war Hilde still. Das fremde Kind begann nun aus seiner Schürze wunderbare Sachen herauszukramen. Es stellte auf den Teppich hin goldene Schüsselchen und Tellerchen, goldene Löffel und Messer, eine große goldene Küche mit einem silbernen Herd und silbernen Pfannen. Das glitzerte so schön, wie die Sonne, so daß Hilde eine große Freude daran hatte. Wieder begann das Kind mit dem finsteren Gesicht auszukramen und ihr kleines Schürzchen war wie ein unerschöpflicher Brunnen. Jetzt stellte es auf den Boden eine kleine Krämerei. Ein Verkaufstischchen aus ganz weißem Holz, das wie Bein leuchtete. Darauf ein Gestell mit vielen kleinen Schubladdchen, die alle goldene Knöpfe zum Herausziehen hatten. In jedem Fache aber waren die kostbarsten Dinge. Da konnte Hilde die feinsten Feigen essen,

Digitized by Google

kleine Lebkuchen lagen aufgeſtapelt, ſüße Feuerſteine waren zu finden und allerlei Leckereien, wie man ſie nirgends ſo fein kaufen kann.

Da war Hilde überglücklich und naſchte bald da, bald dort. So viel ſie auch aus einem Fache nahm, ſo war dieſes doch immer wieder vollgefüllt. Ach, das war ein Krämerladen, wie man ihn nicht beſſer wünſchen konnte. —

Wieder reichte das fremde Kind in das Schürzchen. Und nun nahm es heraus drei kleine Puppen. Die konnten ſtehen und gehen. Die bewegten die Arme und den Kopf. Die begannen leiſe zu reden und zu tanzen. Und Gewänder hatten ſie, ſo vielerlei und ſo ſchöne, daß man ſich nicht genug daran ſehen konnte.

Als der Tod merkte, daß Hilde ganz gefangen war von der Pracht ſeiner Geſchenke, begann er: „Magſt du dieſes alles behalten und damit ſpielen?“

„Ach, freilich mag ich das“, flüſterte Hilde. „Es gibt ja nichts ſchöneres auf der Welt.“

„Das gebe ich dir alles, ſchau nur dieſes Gold an und dieſes Silber. Ganze Häuſer kann man ſich davon kaufen! Aber du mußt mir auch etwas dafür geben!“

„Was willſt du“, fragte Hilde. „Soll ich dir meine alte, ſchmutzige Puppe ſchenken?“

„Nein, du bekommſt das alles und kannſt ſpielen, ſolang du willſt, wenn dein Großvater immer ſo ſchlafen darf und nie mehr aufwacht!“

„Warum nie mehr aufwacht? — Wenn er nie mehr aufwacht, kann er ja nichts mehr erzählen. Oder darf er manchmal zum Erzählen aufwachen?“ fragte Hilde.

„Er darf nie mehr aufwachen, ſondern muß immer ſchlafen“, erwiderte der Tod.

Da blickte Hilde auf den ſchlafenden alten Mann und dann auf das goldene Spielzeug.

Lang glitten die Blicke hin und her. Es ſpielte ſich ein großer Kampf ab im kleinen Herzen des Kindes. Dann aber rief es: „Meines Großvaters

Digitized by Google

Geſchichten ſind aber viel ſchöner als alles das, ach viel ſchöner. Ich will ihn wecken und er muß erzählen. Meinen guten Großvater kann ich nicht entbehren!"

Da ſprang das Kind hin und weckte den Großvater. Einigemale rüttelte die Kleine an ſeinen Knieen. Wie ſie ſich umdrehte und ihm das ſchöne Spielzeug zeigen wollte, da war kein Mädchen mehr da und auf dem Teppich lagen nur einige Hände voll dürrer Blätter nnd Reiſigzweige.

Der Tod war verſchwunden und hatte geſehen, daß ſeine Bemühungen umſonſt waren und daß er über den Alten noch keine Macht hatte.

Als der Ziegenbart vernahm, was ſich während ſeines Schlummerſtündchens zutrug, da wußte er wohl, wer das fremde Kind war. Und jetzt hatte er ſeine kleine Hilde noch viel lieber, weil ſie ihn nicht verkauft hatte um all den großen Reichtum, der vor einigen Minuten noch den Teppich bedeckte.

* * *

Im nächſten Sommer verſuchte der Tod ſein Werk auf eine andere Weiſe. Er nahm die Geſtalt eines Haſen an und humpelte an einem Nachmittag auf den alten Jäger zu, der vor dem Hauſe ſaß. Der Haſe aber ſah ganz alt und gebrechlich aus und hüpfte auf drei Beinen.

Der Tod im Haſenpelz begann: „Alle Tage werde ich älter und elender."

„Das iſt mir neu, daß die Haſen an Altersſchwäche ſterben!" erwiderte der Jäger.

„Freilich. Die jungen Jäger treffen uns nicht und die alten ſehen das Korn auf der Flinte nicht mehr", ſprach der Haſe.

Unterdeſſen hatten ſich noch einige Feldhaſen herbeigeſchlichen, auch einige Rehe äugten durch die Büſche.

„Du wirſt ſelber ſteinalt und überflüſſig auf der Welt, wie ich auch", fuhr der Haſe fort.

Digitized by Google

„Ich überflüſſig? Mit euch Springern werde ich noch immer leicht fertig", warf der Jäger ein.

Da lachten ihn die Haſen aus, ſetzten ſich auf die hinteren Füße und putzten ſich verächtlich den Bart.

Der Ziegenbart aber ballte raſch ſein blaues Schnupftuch zuſammen und warf es unter die freche Geſellſchaft. Dazu klatſchte er mit den Händen und machte: „Bum, bum, bum!"

Da liefen die Haſen, was ſie nur konnten und der Tod, der mit der Haſengeſtalt auch ein Haſenherz angenommen hatte, rannte am meiſten und vergaß jahrelang wieder zu kommen.

Der Jäger aber hatte den ſonderbaren altersſchwachen Haſen recht wohl erkannt und lachte mit dröhnendem Baſſe, daß es weithin durch den Wald ſcholl.

* * *

Der Jäger trug nun ſchon bald neunzig Jahre auf ſeinem Rücken und war noch immer guter Dinge. Nur ſeine Gichtfüße plagten ihn.

Da kamen einmal Holzknechte vorbei und hielten mit dem Alten vor dem Hauſe ein Plauderſtündchen. Er hatte gerade einen ſchlechten Tag und machte ein griesgrämiges Geſicht, weil es in ſeinen Füßen heftig zuckte und bohrte.

Da hatte ſich der Tod herbeigeſchlichen, um auf dieſe Weiſe ein offenes Wort über des Jägers Geſundheit zu erfahren.

Der Alte aber hatte ihn längſt entdeckt und dachte nach, wie er ihm wieder einen Denkzettel geben könnte.

Ein Holzknecht begann: „Nichts Neues? Erzählt uns etwas. Die ganze Zeit hört man nichts mehr, wenn man nicht zu Euch kommt."

„Allerhand Neues gibt es!" erwiderte der Jäger. „Denkt euch nur, der Knochenmann läuft jetzt herum, wie ein alter Haſe. Vor einigen Jahren hätte ich ihn beinahe mit meinem Schnupftuche totgeworfen.

Digitized by Google

Aber der hat die Füße über die Achſel genommen und iſt davon, wie noch=mal ein Haſe, das war zum totlachen!"

Da erſcholl ein rauhes Gelächter und der Tod im Buſch ſah, daß der Alte imſtande war, Menſchen aufzuheitern, machte ſich auf, ſchlich eilends von dannen und ließ ſich lange nicht mehr blicken.

* * *

Nun waren wieder fünf Jahre vergangen. Hilde war fünfzehn Jahre alt und ein ſchönes großes Mädchen. Die Zeit der Kindheit war vorbei.

Der Ziegenbart aber zählte ſchon fünfundneunzig Jahre, ſah nicht mehr recht, hörte nicht mehr gut und brachte in ſeinen Gedanken alles durcheinander.

Als der Winter dieſes Jahres einmal über Nacht daherkam und alles ſo recht ruhig war im Walde und im Hauſe, da hatte der Ziegenbart ſeinen Platz neben dem kniſternden Ofen wieder eingenommen. Es fror aber den Alten, wenn gleich das Feuer neben ihm brannte.

Da ſprach er vor ſich hin: „Hilde iſt groß und muß arbeiten. Sie hat keine Zeit mehr für mich. Und ich kann nichts mehr erzählen, weil mir nichts mehr einfällt.

Ja es iſt wirklich wahr, jetzt bin ich unnütz auf der Welt! Ich bin ſo müde und möchte ſchlafen, lang ſchlafen."

Da nickte er ein und der Tod, der alles erlauſcht hatte, kam ganz ſachte herzu, legte die Hand auf das Haupt des Alten und gab ihm einen langen, langen Schlaf.

Digitized by Google

Die drei Schweinchen

Von Otto Stückrath

Es lebte einmal eine alte Sau, die hatte drei wunderſchöne junge Schweinchen. Sie hatten alle eine roſenrote Haut, zarte Borſten darauf, ein niedliches Ringelſchwänzchen und ein gar zierliches Schnäuzchen. Da kam einmal eine ſehr böſe Zeit. Das Brot wurde von Tag zu Tag teuerer und zuletzt hatten die vier nicht mehr genug zu eſſen.

Da ſagte die Mutter zu dem älteſten Schweinchen: „Liebes Kind, ich muß dich in die Welt ſchicken! Sieh zu, daß du dir jetzt ſelbſt dein Brot verdienſt!“

Das älteſte Schweinchen fing jämmerlich an zu weinen, die andern halfen mit, die Mutter weinte, aber es half alles nichts. Es mußte ſich zufrieden geben, aß ſich am Abend noch einmal tüchtig ſatt und wanderte am anderen Morgen in aller Frühe in die Welt. Nach langem Marſchieren kam es an

Digitized by Google

einen großen Wald. Es setzte sich an den Waldrand ins grüne Gras, aß ein Stückchen Brot und schlief ein. Auf einmal wurde es wach. Ein großer Heuwagen rumpelte vorbei und machte einen ganz tollen Lärm.

Das Schweinchen sprang auf und lief hinter dem Wagen drein und schrie laut. Der Bauer hörte es und guckte sich um. Als er das Schweinchen sah, hieß er die Pferde halten und fragte verwundert: „Na, was willst du denn hier? Wie heißt du? Woher kommst du?“

Auf soviel Fragen konnte das Schweinchen nicht gleich Antwort geben. Es schnaufte erst einmal tüchtig und dann rief es: „Ich bin Quinka, das Schweinchen. Meine Mutter hat mich in die Welt geschickt, ich soll mir jetzt ein eigenes Haus bauen und selbst für mich sorgen. Bitte, gib mir was von deinem Heu!“

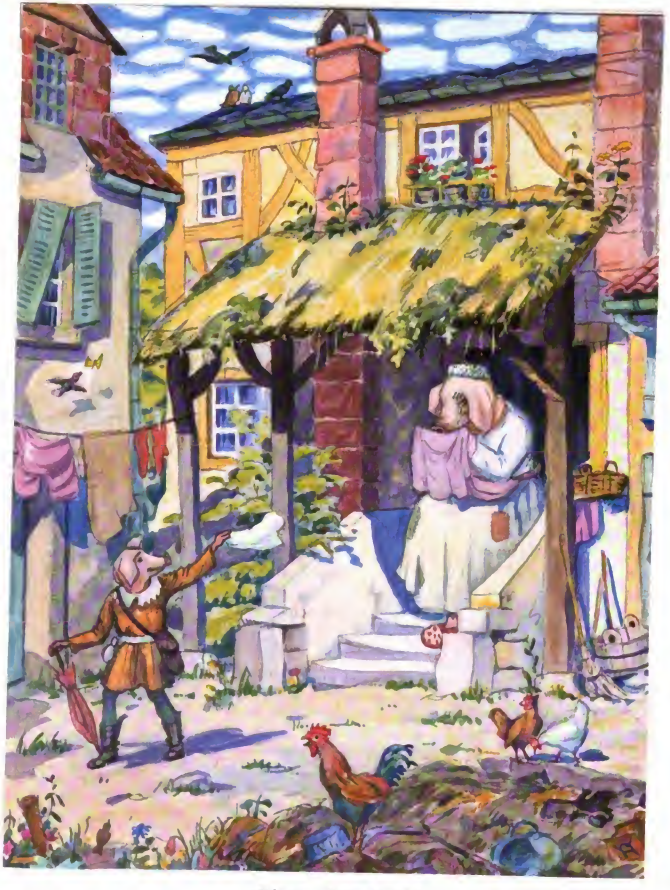
Der Bauer lachte, langte auf den Wagen und schob eine schwere Last Heu herunter. Dann rief er seinen Pferden zu und weg war er, ehe noch das Schweinchen sich bedanken konnte.

Das Schweinchen war froh. Es wälzte sich vergnügt in dem Heu herum und dachte: ach, ich müßte ja ganz dumm sein, wenn ich mir jetzt schon ein Haus baute! Das Heu ist schön weich und warm, es ist Sommer, und da brauche ich nur ein Bett, aber kein Haus. So legte es sich denn am Abend nieder und schlief ein.

Um Mitternacht ging der Wolf vorbei. Er sah das Schweinchen im Heu liegen, besann sich nicht lange und fraß es auf. Das ging so schnell, daß das Schweinchen nicht einmal einen kleinen Schrei tun konnte.

Daheim lebte die Mutter Sau mit ihren Kindern immer noch in großen Sorgen. Tag für Tag wurde es weniger mit dem Essen. Da mußte nun auch das zweite Schweinchen auf die Wanderschaft gehen. Es hieß Kiwiequinka und war sehr schön. Bis zu dem großen Wald ging seine Wanderschaft. Dort legte es sich am Waldrand nieder und schlief ein. Plötzlich aber hörte es was rauschen. Es war der Bauer, der auf dem Felde Korn abmähte. Kiwiequinka versteckte sich unter den großen Büschen,

Digitized by Google



Die drei Schweinchen

Digitized by Google

und als der Bauer heimgegangen war, lief es heraus und stahl eine schwere Garbe Korn. Die Körner pickte es aus und fraß sie. Aus dem Stroh machte es sich ein schönes Bett zurecht und schlief ein.

Um Mitternacht kam der Wolf vorüber, sah das Schweinchen und fraß es auf.

Nun lebte von den drei Schweinchen nur noch eins. Das war ein ganz kleines, putziges Tierchen. Eben hatte die Mutter Sau den letzten Laib Brot angeschnitten und sah das jüngste Kind gar traurig an. „Liebes Kind," sagte sie, „du mußt nun auch auf die Wanderschaft gehen und mußt dich selbst durch die Welt schlagen. Sieh, das ist unser letztes Brot, es geht mit dem besten Willen nicht, daß ich dich daheim behalte." Das gute Tierchen sah verständig die Mutter an und sagte: „Morgen früh gehe ich fort, liebe Mutter, und werde mich schon durch die Welt finden!"

Am nächsten Morgen war die Mutter Sau sehr traurig. Sie hängte ihrem jüngsten Kinde ein kleines Ränzelchen um, tat ein Stückchen Brot hinein, daß es noch etwas zu knuppern habe, ein Schlückchen Wasser für den Durst und ein großes Taschentuch, daß es seine Tränen damit trocknen könne. So ging das Schweinchen in die Welt und war eine ganze Zeit sehr betrübt. Dann aber schneuzte es sich, wischte die Tränen aus den Augen, sang ein lustiges Stücklein und ging stracks voran.

Gegen Mittag kam es an den großen Wald. Es sah die Holzfäller Bäume niederschlagen, ging ganz artig zu ihnen und fragte sie: „Kann ich vielleicht ein paar Stückchen Holz bekommen?" Die Holzfäller guckten das kleine Tier ganz verwundert an und fragten es, was es denn mit dem Holz anfangen wolle.

„Ein Haus bauen, in dem ich wohnen und schlafen kann!"

Die Holzfäller lachten sich eins. Dann aber sagte der Älteste von ihnen: „Höre einmal, kleines Tierchen, wir wollen dir dein Haus bauen. Aber eins mußt du uns versprechen: laß niemals den Wolf hinein, denn

Digitized by Google

der ist ein ganz gefährlicher Kerl!" Und um dem Schweinchen rechte Angst zu machen, erzählte er eine lange Geschichte, aus der das Schweinchen deutlich sah, daß es keinen Schlimmeren gäbe als den Wolf. Es hörte darum auch aufmerksam zu und war sehr fröhlich. Die Holzfäller bauten ihm aus Stangen und Brettern ein festes Haus und machten ihm aus Stroh eine weiche Schütte als Bett zurecht.

Am Abend las sich das Schweinchen schnell noch ein paar Eicheln zusammen, aß die und legte sich dann fröhlich schlafen. Es hatte die Haustüre gut zugeschlossen und die Fensterläden verriegelt.

Draußen im Walde wurde es nun ganz still. Es war so dunkel wie in einem Sack. Plötzlich, um Mitternacht, pochte es gewaltig an die Türe von Schweinchens Haus. Schweinchen wurde wach und horchte auf. Da hörte es eine brummelige Stimme: „He! Wer wohnt denn hier ohne meine Erlaubnis in meinem Reich?"

Aha, dachte das Schweinchen, das ist der Wolf! Dem wollen wir gleich Bescheid sagen!

Es strengte seine Stimme tüchtig an und quiekte: „Kiwiequinkilinka, das Schweinchen, hat hier sein Haus gebaut, und es wird auch hier wohnen bleiben!"

Der Wolf war nicht wenig erbost über das tapfere Tierchen und hätte am liebsten laut losgeschimpft. Aber er besann sich und dachte, mit Schlauheit käme er weiter. So sagte er denn ganz sanft: „Ei, da freue ich mich aber, daß ich jetzt so schöne Gesellschaft habe! Mir war's schon die ganze Zeit recht langweilig im Wald. Nun aber können wir zusammen manchen Spaziergang machen! Sei so gut und komm heraus, wir wollen Freunde werden!"

Das Schweinchen ließ sich aber nicht irre machen. Es wollte mit dem Wolf keine Gemeinschaft haben und rief: „Herr Wolf, heute kann ich leider nicht kommen. Meine Schuhe sind noch beim Schuster, und in Pantoffeln kann ich doch nicht spazieren gehen! Dazu habe ich mir von meinem Unter-

Digitized by Google

rock die Spitze abgetreten, und ehe die nicht festgenäht ist, gehe ich keinen Schritt vor die Türe."

Da probierte es der Wolf mit etwas anderem und fragte: „Hast du vielleicht etwas Eßbares daheim?"

„Nein, garnichts mehr!" antwortete das Schweinchen.

„Ißt du gerne Kartoffeln?"

„Wolf, warum fragst du mich? Du willst mir doch keine schenken?"

„Nein, schenken kann ich dir keine, aber du könntest morgen früh mit mir gehen. Gleich vorn am Wald, rechts von dem großen Wege ist ein großer Acker, da können wir welche holen."

Das Schweinchen wollte den Wolf gerne los sein, darum fragte es nur noch, wann der Wolf die Kartoffeln holen wollte, versprach ihm um acht Uhr vor dem Haus auf ihn zu warten, sagte „Gute Nacht", legte sich aufs Ohr und schlief bis zum anderen Tag.

Um sechs Uhr war Kiwiequinkilinka schon wach, hatte um sieben Uhr einen ganzen Sack voll Kartoffeln ausgetan, trug sie eiligst heim und guckte dann fröhlich zum Fenster hinaus. Da kam denn gegen acht Uhr der Wolf an. Als er das Schweinchen so vergnügt am Fenster liegen sah, lief ihm alles Wasser im Munde zusammen, und er freute sich schon auf den fetten Braten. Mit schmeichlerischer Stimme begann er: „Guten Morgen, Kiwiequinkilinka! Komm schnell heraus, es ist Zeit! Wenn wir länger warten, so kommen die Bauern, und die gönnen uns armen Tieren die Kartoffeln nicht."

„Mein lieber Herr Wolf!" begann da Kiwiequinkilinka. Es tut mir sehr leid, daß ich für heute absagen muß. Ich habe mir, weil ich schon gar früh munter war, einen Sack Kartoffeln geholt und mehr brauche ich nicht!" Dabei griff es in den Sack und warf dem Wolf eine kleine Kartoffel vor die Füße. Der war nicht schlecht wütend. Aber er verbarg seinen Zorn, nahm höflich Abschied und kam erst am Abend wieder. Diesmal verriet er dem Schweinchen einen Apfelbaum, auf dem wunderschöne Äpfel hingen.

Digitized by Google

Um sechs Uhr sollte das Schweinchen am Platz sein, dann wollten sie zusammen fleißig pflücken und essen.

Kiwiequinkilinka war schon um fünf Uhr auf den Beinen. Gerade war es auf den Baum gestiegen und hatte einen großen Korb voll Äpfel gepflückt, als der Wolf in raschem Lauf ankam und sogleich auf den Baum stieg. Er sagte nicht „Guten Morgen!", sondern brummelte grimmig: „Sag' einmal, du böses Tier, warum bist du mir weggelaufen?"

Das Schweinchen erschrak heftig. Als es merkte, daß der Wolf immer näher kam und schon die Hände nach ihm ausstreckte, da warf es ihm, so fest es nur konnte, einen Apfel mitten ins Gesicht und rief: „Da, schmeck' einmal, wie gut!" Damit sprang es von dem untersten Ast geschwind auf die Erde und lief heim so schnell es nur konnte.

Am Abend kam der Wolf wieder. Er zankte eine ganze Weile mit dem Schweinchen, aber das Schweinchen gab ihm auf seine frechen Worte gar keine Antwort. Da wurde der Wolf höflicher und sagte: „Weißt du was, morgen früh gehen wir zusammen auf den Markt."

Das Schweinchen war's zufrieden. In aller Herrgottsfrühe troddelte es in die Stadt, ging auf den Markt, fuhr einmal Karussell, kaufte sich ein großes Butterfaß und machte sich auf den Heimweg. Auf einmal sah es den Wolf den Abhang heraufstraben.

Wenn er mich jetzt kriegt, dann frißt er mich, dachte das Schweinchen, krabbelte schnell ins Butterfaß hinein und gab sich einen Schupps. Hurri di burri! sauste es mitsamt dem Butterfaß am Wolf vorbei hinunter ins Tal. Da kroch es aus seinem Gefängnis heraus, packte das Butterfaß auf den Rücken und ging heim.

Abends war der Wolf wieder da. Er war sehr böse und ganz fürchterlich aufgeregt. Auf den Jahrmarkt war er vor lauter Schrecken nicht gekommen. Wütend und dabei doch voll Angst, erzählte er dem Schweinchen die gräßliche Geschichte.

Digitized by Google

The Pennsylvania State University
College of Education
Curriculum Materials Center
University Park, Pennsylvania

„Hu! Hu! Huuuuu! Wie bin ich heute erschrocken! Ich laufe den Abhang hinauf, da kommt mir auf einmal ein fürchterliches Ding entgegengekugelt und reißt mich beinahe mit! Wie eine gewaltige Kanone sah es aus, und inwendig drin war ein Gequietsche und ein Gepfeife wie von tausend Teufeln! Es war ganz fürchterlich!"

Das Schweinchen wollte vor Lachen fast zerplatzen.

„Ha! Ha! Ha! Das war ich! Ich saß in meinem Butterfaß und kugelte mich den Abhang herunter! Wolf, da bist du einmal schön angeführt worden!"

Das war dem Wolf denn doch zu viel. Er machte eine Faust gegen das Schweinchen und schrie: „Schade, daß es jetzt nicht dunkel ist, denn bei Tage kann ich nicht gut klettern! Aber warte nur! Heute Nacht komme ich durch den Schornstein zu dir, und dann sollst du mir büßen! Ich fresse dich auf, du freches Tier!"

Wütend rannte er fort. Das Schweinchen aber setzte den größten Topf, den es besaß, aufs Feuer, tat Wasser hinein und schürte die Flamme. Gegen Mitternacht war das Wasser siedeheiß. Und richtig, da hörte es auch schon den Wolf, der sich Steigeisen geholt hatte und nun aufs Dach kletterte. Nun war er am Schornstein.

„Kiwiequinkilinka, jetzt komme ich!" schrie er mit grauenhafter Stimme.

Das Schweinchen nahm rasch den Deckel von dem großen Wassertopf weg, und — padautz! da lag der Wolf drin und zappelte und schrie. Wie der Wind war das Schweinchen herbei, deckte den Deckel auf den Topf und schürte noch einmal munter das Feuer. Der Wolf mußte in der Hitze jämmerlich umkommen. Von seinem Fleisch konnte Kiwiequinkilinka acht Mittagessen und zehn Abendessen zurechtmachen, und das Fell gab einen Muff und einen Mantel. Nun war es das schönste Schweinchen im ganzen Land, und wenn es nicht gestorben wäre, so hätten es die Schweine zu ihrer Königin gemacht.

Digitized by Google

Die Hochzeiter

Von Otto Stückrath

Die alte große Baßgeige gehörte dem Wilhelm. Der Wilhelm gehörte ſeiner Mutter Grete. Die Grete gehörte ihrem Mann, dem Hannes. Das war alſo die ganze Familie: der Hannes, die Grete, der Wilhelm und die Baßgeige.

An einem klitzerklaren Sonntag ging der Wilhelm einmal von Hauſe weg. Er kam in ein kleines Dörfchen. Mitten in dem Dörfchen ſtand ein großer, grüner Lindenbaum. Um den herum war ein Tanzplatz. Da konnten die Burſchen und die Mädels tanzen, wann ſie nur wollten.

Nun war gerade ein buckliger Ziehharmonikamann da. Der ſtellte ſich unter den Lindenbaum und fing an zu ſpielen. Was er ſpielte hatte Hand und Fuß. Alle Burſchen und alle Mädels kamen gerannt und ſagten: wir wollen tanzen!

Digitized by Google

Sie faßten ſich an, immer zwei und zwei, und tanzten los. Nur das Dorchen tanzte nicht. Es hatte keinen Burſchen und allein tanzen, das ging doch ſchlecht.

Da kam gerade der Wilhelm heran. Er hätte auch gerne getanzt, aber er hatte kein Mädel. Nun ſtand aber das Dorchen da. Der Wilhelm beſinnt ſich einen Augenblick, geht ſix hin und ſagt: „Komm, tanze mit mir!“ Da faßten ſie ſich um und tanzten los.

Das gefiel den Zweien ſo gut, daß ſie ſagten: „Ach, könnten wir nur immer ſo zuſammen tanzen!“

Da ſagte der buckelige Ziehharmonikamann: „Dann müßt ihr heiraten!“

Dorchen und Wilhelm beſannen ſich nicht lang, gingen raſch heim und machten Hochzeit. Dann waren ſie alle beide froh und tanzten an jedem Tag.

Die Baßgeige ſtand ganz griesgrämig in der Ecke. Der Wilhelm guckte ſie gar nicht mehr an, ſeit er das Dorchen geheiratet hatte. Früher aber war die Baßgeige ſein guter Kamerad geweſen, und er hatte manches luſtige Stücklein auf ihr geſpielt.

Die Baßgeige ärgerte ſich über den Wilhelm. Einmal war ſie ſo zornig über ihn, daß ſie zu der einen Saite ſagte: „Platze nur! Der Wilhelm ſpielt doch nicht mehr!“ Da platzte die Saite, und das gab in dem ſtillen Haus einen Mordslärm. Der Mond hörte das auch und guckte zum Fenſter herein.

„Guten Abend, Baßgeige! Warum ſo böſe?“ fragte er freundlich.

Da erzählte die Baßgeige die ganze Geſchichte. Sie regte ſich dabei ſo auf, daß ſie beinahe geweint hätte.

Der Mond zog den Mund ſchief, lachte und ſprach: „Du mußt heiraten, dann vergehen dir die Sputzen!“

Die Baßgeige ſeufzte tief auf. „Lieber Mond, das iſt ja ſehr ſchön, aber wo ſoll ich denn eine Braut herbekommen?“

Digitized by Google

Der Mond zwinkerte mit den Augen: „Komm einmal mit, wir wollen schon eine suchen!“

Da hob die Baßgeige die Beine auf und ging mit dem Mond. Das sah zu putzig aus, wie sie da über die Steine hupfte und immer gegen jede Hauswand anrannte. Der Mond lachte sich bald buckelig über das Gangwerk. Endlich tat ihm die Baßgeige leid und er sagte: „Komm, gehe auf meinem Lichtweg, da geht sich's besser!“

Das machte die Baßgeige denn auch so und da ging es wie noch nie. Endlich kamen sie an ein kleines Dachfensterchen. Die Baßgeige blieb draußen stehen, aber der Mond ging in das Dachstübchen hinein. Da hing neben an der Wand ein wunderschönes Geigenfräulein, das weinte ganz jämmerlich.

Der Mond stuppste es ganz leise in die Seite, daß es aufsehen mußte und fragte: „Warum weinst du so?“

„Ach“, schluchzte das Geigenfräulein, „ich habe früher dem Dorchen gehört. Das Dorchen ist so ein braves, liebes Mädel gewesen, bis vor ein paar Wochen der Wilhelm kam und es wegheiratete. Seit der Zeit bin ich vergessen. Das Dorchen denkt wohl niemals mehr an mich. Ach, ich armes, vergessenes Geigenfräulein!“

„Du mußt heiraten,“ sagte der Mond, „dann vergehen dir die Spuzen!“

„Ja, wenn ich nur einen Bräutigam hätte!“ jammerte das Geigenfräulein wieder.

Da winkte der Mond der Baßgeige. Als die in die Dachstube hinein kam, fiel ihr das Geigenfräulein gleich um den Hals und sagte: „Ach, was bist du für ein feiner Kerl! Ich will dich heiraten!“ Die Baßgeige guckte sich das Geigenfräulein einmal eine Weile an und sagte dann: „Na, mir soll's recht sein!“

Der Mond lachte und sagte: „So nun macht heute noch einen kleinen Spaziergang, und dann kann morgen die Hochzeit sein!“

Digitized by Google

Die Hochzeiter

Digitized by Google

Das Geigenfräulein hängte sich der Baßgeige in den Arm und sie zogen los. Sie hatten sich beide schon schrecklich gern und küßten sich immerzu. Da hörten sie garnicht, daß der Mond wegging. Als sie sich umsahen, waren sie in der Wohnung der Baßgeige, lachten sich an und gaben sich noch einen festen Kuß.

Auf einmal schien die Sonne durch das Fenster. Da war's aus. Die Baßgeige mußte in der Ecke stehen bleiben wie ein Stock, und an ihrem Hals hing noch das Geigenfräulein. Sprechen konnten sie auch nicht mehr.

Gerade kam das Dorchen mit dem Wilhelm in die Stube hereingetanzt. Da sah sie auf einmal ihre Geige.

„Hui, Wilhelm, guck einmal da, da hängt ja meine liebe Geige! Wie kommt denn die hierher?"

Und sie wurde ganz quietschfidel und lachte.

„Sieh einmal, Wilhelm, meine Geige hat sich an die Baßgeige gehängt, gerade, als ob sie ihr eben einen Kuß gegeben hätte! Gib einmal acht, die zwei haben sich gern!"

„Juchhe!" schrie der Wilhelm, „wenn Sie sich gern haben, dann sollen Sie aber auch Hochzeit halten!"

Er ergriff die Baßgeige, das Dorchen die Geige und dann machten sie eine Musik, die war großartig.

Die Baßgeige brummte vor Freude, und die Geige quinquilierte vor Vergnügen. So hielten sie Hochzeit und lebten mit dem Dorchen und dem Wilhelm zusammen einig und friedlich, aber immer lustig bis an ihr seliges Ende.

Digitized by Google

Das Schlumperlieschen

Von Otto Stückrath

„Hei rumpele!
Hei ſchlumpele!
Hei ſchlumpele!
Rumpele! Pumpele!"

So ſang die Dorothee und wiegte ihr kleines Kind. Es war ein Mädchen und hieß Lieschen. Herüber und hinüber ſchockelte es in der Wiege und ſchrie wie ein Buchmarder.

Da gab die Dorothee der Wiege noch einen tüchtigen Schuppſer und ging dann weg in die Küche. Eine kleine Weile ſchrie das Lieschen noch fort, dann aber rappelte es ſich hoch, ſtellte ſich auf ſeine Strampelbeine und ſprang zur Wiege hinaus. Es zog ein weißes Höschen an, aber keine Strümpfe, tat der Mutter ihren Sommerhut auf und witſchte wie ein

Digitized by Google

Wieſel zur Türe hinaus. Pitſchepatſch ging's die Treppe hinunter und auf die Straße.

Die Sonne ging mit ihrem großen Strickſtrumpf in der Hand ſpazieren, kam auch über die Straße und ſagte: „Ei guten Tag, kleines Mädchen! Wie heißt du denn?"

Das Lieschen wiſchte ſich die Augen, ſah die glänzende Frau Sonne an und ſagte: „Ich bin das Lieschen!"

Die Sonne hörte auf zu ſtricken, beugte ſich nieder und ſagte: „Willſt du mit mir gehen, Lieschen?"

Das Lieschen ſagte: „Ja, du biſt eine ſchöne Frau! Ich gehe gerne mit dir! Aber du mußt mir auch Zuckerwerk kaufen!"

„Ja, du ſollſt Zuckerwerk haben!" lachte die Sonne, nahm das Lieschen bei der Hand und ging mit ihm fort.

Das Lieschen mußte gewaltig große Schritte machen, davon platzten hinten die Höschen und das Hemdenzipfelchen kam heraus. Das ſah gerade aus, als hätte das Lieschen ein weißes Segel aufgeſteckt.

Frau Sonne hatte einen weiten Weg zu machen. Sie kroch in alle Ecken und Winkel, ging in den tiefen Wald, huſchte über das Waſſer und krabbelte die ſteilſten Berge hinauf. Und überallhin mußte das Lieschen mit. Sehr bald waren ſeine Hoſen vollſtändig zerriſſen, und das Hemdchen war in lauter Fetzen. Aber das Lieschen lachte nur. So war es ihm gerade recht. Abends ſpät kamen ſie an das Haus der Frau Sonne. Die Frau Sonne backte ſchnell ein paar Eierpfannkuchen und dann legten ſie ſich ſchlafen. Das Lieschen brauchte aber nicht in einer Wiege zu liegen, nein, es durfte auf dem Erdboden ſchlafen, und das hatte es gar zu gern.

Am andern Tag ſagte die Frau Sonne: „Heute bleiben wir einmal daheim. Die Straßen werden heute gegoſſen, und da iſt es nicht nötig, daß ich dabei bin. Das Lieschen aber ſagte: „Liebe Frau Sonne, ich möchte aber ſo gerne einmal zugucken, wie die Straßen gegoſſen werden. Darf ich einmal gucken?"

Digitized by Google

Die Sonne lachte: „Ei gewiß Lieschen, hier darfst du tun, was du nur willst!“

Da sprang das Lieschen aus dem Sonnenhaus heraus und lief zu dem Regenmann, der mit der großen Gießkanne auf den Wolken herumspazierte und die Erde begoß. Er freute sich, als das Lieschen ankam und fragte: „Kleines Lieschen, willst du mir vielleicht helfen?“ „Ja,“ antwortete das Lieschen, „heute geht die Frau Sonne doch nicht spazieren, da kann ich dir helfen!“

Der Regenmann gab ihm ein kleines Gießkännchen, und das Lieschen trug Wasser herbei und goß es auf die Erde. Vorher aber guckte es erst genau hinunter und sah, wo das Wasser hinfloß. Nun standen an einem Haus eine ganze Schar Gassenbuben. Das Lieschen sah sie und goß die ganze Gießkanne über ihre Köpfe aus. Da stoben sie auseinander wie der Blitz. Lieschen wollte sich krank lachen, aber der Regenmann sagte: „Pfui, Lieschen, das mußt du nicht tun!“ Da lachte das Lieschen noch mehr und spritzte auch den Regenmann naß. Der verstand aber keinen Spaß, sondern packte das Lieschen beim Wickel und steckte es in das große Himmelsregenfaß, daß es von Kopf bis zu Fuß naß war wie eine Wasserratte. Es heulte aber nicht, sondern sagte: „Regenmann, jetzt spiele ich dir einen Possen,“ riß den Spund aus dem Regenfaß und ließ das ganze Wasser auf die Erde laufen.

Der Regenmann hatte einen furchtbaren Zorn. „Warte, du böses Mädchen, dich kriege ich!“ sagte er, konnte aber nicht weglaufen, weil er das Regenfaß festhalten mußte, das beinahe auf die Erde gekullert wäre.

Lieschen machte sich so schnell wie möglich aus dem Staub, lief zu der Frau Sonne und erzählte ihr die Geschichte. Die machte ein ernstes Gesicht und sagte: „Lieschen, jetzt kannst du nicht mehr bei mir bleiben, du bist zu mutwillig!“

Lieschen lachte die Sonne aus und lief wieder weg. Auf dem Wege faßte sie einer in ihr Haar. „Na, was ist denn das?“ schrie das Lieschen

Digitized by Google

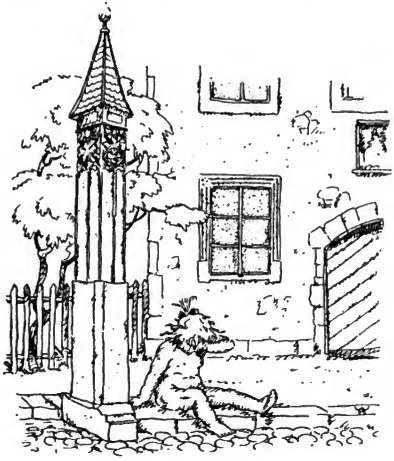
Das Schlumperlieschen

Digitized by Google

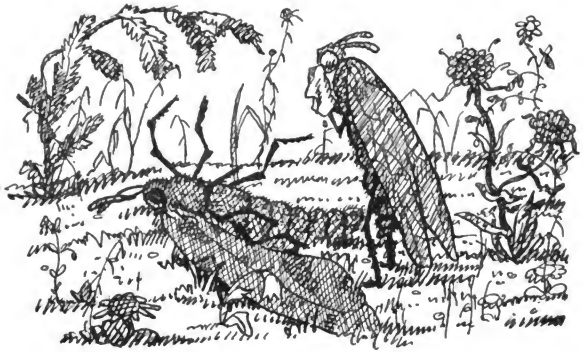
und drehte ſich um. Da ſtand da ein großer Mann, der rief: „Ich bin der Wind! Willſt du ein bißchen mit mir ſpielen?“

„Ja, ich ſpiele gerne!“ antwortete das Lieschen. Da tollten der Wind und das Lieschen in den Wolken herum und machten einen entſetzlichen Lärm.

Das hörte ein Engel und erzählte es dem lieben Herrgott. Der ſchüttelte ſeinen Kopf und ſagte: „Ich hätte nicht gedacht, daß das Lieschen ein ſo böſes Kind wäre!“ Dann aber gebot er dem Wind, dem Lieschen die Kleider ganz und gar zu zerreißen, und es auf die Erde herunterzuſetzen. Hui, wie da der Wind zupackte! In lauter Fetzen hingen die Kleider an ihrem Leibe, und bumms! da ſaß das Lieschen als kleiner Nackedei mitten auf der Straße, und die Leute, die vorbeigingen, lachten und ſchrieen: „Seht einmal, ſeht einmal, da läuft das Schlumperlieschen!“ Das Lieschen ſchämte ſich, lief heim und wurde ein braves Kind.



Digitized by Google



Wie das Schmetterlingsei Kirmes hielt

Von Otto Stückrath

Es war einmal ein kleines, rundes Schmetterlingsei. Das klebte wie ein Hirſenkörnlein an einem Wolfsmilchſtengelchen und war recht faul. Das Wolfsmilchſtengelchen ſtand neben einem Wege. Nun gingen eines ſchönen Tages Leute vorbei, die ſagten: „Hei! Heute iſt Kirmes! Da wollen wir aber einmal luſtig ſein!“ Das Schmetterlingsei horchte auf und da klang eine wunderſchöne Muſik in ſeine Ohren. Aha, dachte es, das iſt die Kirmes! und probierte von dem Stengelchen loszukommen. Aber das ging nicht. Da wurde das Eichen betrübt und dachte Tag und Nacht an die Kirmes und meinte: „Einmal muß ich doch hinkommen!“ Es weinte acht Tage lang, und als es genug geweint hatte, legte es ſich hin und ſchlief. Aber die Sonne ließ ihm keine Ruhe. Sie weckte es wieder auf und ſagte: „Du, ich meine, du wollteſt auf die Kirmes gehen!“ Das Eichen ſchreckte aus dem Schlafe auf, ſeufzte tief und merkte zu ſeinem Schrecken, daß ihm in ſeinem Häuschen ganz furchtbar eng war. Es

Digitized by Google

besann sich nicht lange, reckte und streckte sich einmal recht kräftig und ruck's! ruck's! da war es kein Eichen mehr, sondern eine kleine Raupe.

Da saß nun die Raupe im hellichten Sonnenschein, beguckte sich von oben bis unten und sagte dann: „Na, ich bin ja ein ganz schöner Kerl!" Und das war auch so. Sie hatte ein grünes Wams an, daran saßen viele, viele gelbumränderte schwarze Knöpfe, und dann war ein richtiger Kopf da mit zwei Augen, die nach allen Seiten sehen konnten und zwei mächtige Freßzangen, und hinten auf dem Buckel saß zu allem Überfluß noch ein schwarzrotes Horn.

Die Raupe sah sich einmal rechts, einmal links um, schnupperte in der Luft und roch etwas Gutes. Sie guckte genauer hin und merkte, daß das ein Wolfsmilchblättchen war. Da machte sie sich denn geschwind dran und fraß es bis zum letzten Endchen auf. Als sie damit fertig war, machte sie sich an ein anderes Blättchen und so fort. Das gute Essen schlug denn auch bald an: unsere Raupe wurde dick und fett und jeden Tag fauler. Eines Tages hörte sie wieder Musik, sah die Leute zur Kirmes gehen, machte sich aber gar nichts daraus. „Ach", sagte sie zu der Frau Heuschrecke, die zufällig vorbeikam, „was soll ich auf der Kirmes tun? Gut essen ist mir lieber." Sie rückte ein Stückchen weiter und fraß eine neue Portion Wolfsmilchkraut. Dann wischte sie sich den Mund ab und gähnte: „Ach, was bin ich so faul, so faul!" Aber das Gähnen bekam ihr nicht gut. Sie hielt sich nicht ganz fest und plumps! lag sie auf der Erde. Der Heuschreck, der neben seiner Frau im Grase saß, erschrak nicht wenig. Er machte einen großen Hopser beiseite und sagte: „Nun, Frau Raupe, soll's doch noch zur Kirmes gehen?" Die Raupe rappelte sich auf und sagte: „Nein! Das gibt's nicht!" Die Frau Heuschrecke aber rief höhnisch: „Dann hätte die Frau Raupe doch auch nicht nötig gehabt, ein anderes Kleid anzuziehen!" Die Raupe sperrte über dem Gerede Mund und Nase auf: „Ja, aber ich habe doch kein anderes Kleid angezogen!" Damit guckte sie an sich herauf und herunter und sah zu ihrem Schrecken und zu ihrer

Digitized by Google

Freude, daß ſie jetzt feuerrote Baſpeln am Kleide hatte. „Na," ſagte ſie, „dann iſt's auch gut! Aber auf den Schrecken wollen wir was eſſen!" Damit klabaſterte ſie den Wolfsmilchſtengel hinauf und fraß wieder ein gehöriges Teil Blättchen. Nach acht Tagen war's mit ihrem Appetit zu Ende. Sie ließ ſich auf die Erde niederplumpſen und wühlte ſich ein Stückchen in den weichen Boden ein. Da lag ſie nun.

Ihr Kleid wurde von Stunde zu Stunde ſchmutziger, und zuletzt war es faſt ganz ſchwarz. Da dachte ſie: „Ach, was ſollſt du dich mit einem ſo ſchmutzigen Kleid abquälen!" reckte und ſtreckte ſich und riß das ganze Kleid zu Fetzen. Und das war gut. Denn es war der Raupe derweil unter ihrem Kleid ein Hornpanzer gewachſen, der konnte das bunte Geflimmer nicht vertragen. Er war vielmehr erſt ſchön gelb und nachher ganz braun.

Ein Regenwurm ſtieß einmal mit ſeiner Naſe dran und ſagte: „Hei! das iſt aber einmal eine große Puppe!" Und das war auch ſo. Aus dem winzigen Eichen war eine Puppe geworden. Sie freute ſich, daß ſie ſo behaglich und mollig in der Erde lag und träumte die wunderſchönſten Dinge. Darüber kam der Winter herbei, ſchüttete Schnee auf die Erde und ließ auf allen Waſſern Eis frieren. Nachher bekam er einen ſchweren Streit mit dem Frühling. Wie zwei böſe Gaſſenbuben ſchlugen ſie ſich herum. Dann aber lief der Winter fort und heulte, denn der Frühling hatte ihm ein Loch in den Kopf geſchlagen.

Die Puppe merkte in ihrem unterirdiſchen Kämmerlein auch, daß nun wieder gute Zeit war und dachte: „Ach! jetzt iſt bald wieder Kirmes, und du kannſt leider Gottes nicht hin! Du haſt keinen Kopf, nicht einmal Beine!" Und da wurde ſie ganz traurig und betrübt. Eines ſchönen Tages aber ſagte ſie zu ſich ſelbſt: „Ei, das ſcheint ja luſtig zu werden! Jetzt wachſen mir in meinem Panzer Beine!" Sie ließ ſie ruhig wachſen und freute ſich, wie ſie größer und größer wurden. Auf einmal hatte ſie keinen rechten Platz mehr in ihrem Panzer, reckte ſich tüchtig

Digitized by Google

Wie das Schmetterlingsei Kirmes hielt

Digitized by Google

und erſchrak. Denn mit einem gewaltigen Ruck riß der Panzer entzwei. Langſam und vorſichtig bewegte ſich das Tier, und da merkte es, daß ihm ein Kopf gewachſen war, zwei große Fühler daran und auch Augen waren da. Das war eine Freude! Und nun ging's ans Rauskrabbeln. Ganz langſam und bedächtig kamen die Beine heraus. Und da ſahen die Augen nach hinten. Ei! Ei! Ei! was war denn das? Da ſaßen oben auf dem Rücken vier wunderſchöne Flügel! So war aus dem Ei alſo ein Schmetterling geworden!

Der Schmetterling krabbelte nun ganz aus dem Panzer heraus, guckte ihn noch einmal an und ſagte: „Nun hätte ich doch nicht gedacht, daß ich kleines Eichen einmal eine Raupe, dann eine Puppe und nun ſo ein ſchöner Schmetterling werden würde! Aber was kommen muß, das kommt wohl immer! Und nun werde ich auch auf die Kirmes können!"

Bis zum Abend ſaß unſer Schmetterling, der natürlich aus ſeiner Erdkammer herausgekrochen war, noch im Gras. Dann probierte er zum erſtenmal ſeine Flügel. Das ging aber noch holderdipolter mit dem Fliegen. Dreimal purzelte er auf die Erde, putzte ſich immer wieder den Staub von den Flügeln und dann ging's noch einmal los. Endlich klappte es.

Ganz, ganz oben am Himmel ſtand ein Sternlein. Der Schmetterling dachte: „Aha! Da iſt ein Wirtshaus!" und flog drauf zu. Aber wie lang er auch flog: er kam und kam nicht näher. Da ſtieg ihm plötzlich ein ſehr ſüßer Geruch in die Naſe, er flog langſamer, und da hörte er auch eine flotte Muſik. Wie der Wind flog er drauf zu und kam gerade zurecht.

Nebenan am Straßengraben ſaßen ſieben Grillen und geigten die wunderſchönſten Walzer. Und hundert und tauſend Käfer und Schmetterlinge tanzten zu der Muſik. Wenn ſie müde waren, gingen ſie in die Wirtſchaft und tranken ſüßen Blütenwein. Der war billig, und man durfte trinken, ſo viel man nur immer mochte.

Digitized by Google

Der Schmetterling trank erſt zwei Glas Wein. Dann hatte er genug Mut und flog auf ein Schmetterlingsfräulein zu, machte eine Verbeugung vor ihm und ſie tanzten wie toll herum. Das gefiel ihnen gut und ſie ſagten: „Ei, wir wollen Mann und Frau ſein!“

Sie flogen ſchnell in die Schmetterlingskirche, wurden getraut und dann feierten ſie wieder Kirmes. Am andern Tag ſchliefen ſie und hielten dann wieder Kirmes. So ging's acht Tage. Am letzten Tag trank der Schmetterling ein bißchen zu viel Wein und hatte nachher einen verdorbenen Magen. Er bekam Kopfſchmerzen und wurde ſehr krank. Seine Frau gab ihm einen Kuß und ſagte: „So, lieber Mann, jetzt lege ich ſchnell ein paar Eierchen, daraus mögen dann wieder Raupen werden und Puppen und Schmetterlinge, und die mögen dann auch Kirmes feiern.“ Der Schmetterling ſchlug zum letztenmal die Augen auf, lächelte ſeine Frau an und ſagte: „Das tu! Und nun will ich ſterben!“ Und da ſtarb er denn auch. Seine Frau tat, wie ſie geſagt hatte, kroch zu ihrem Mann, legte ſich neben ihn und weinte ſo lange, bis ihr das Herz brach. Das war das Ende von der Kirmes.

Digitized by Google

Das Heckenvöglein

Von Otto Stückrath

Die Schlumpelgrete war eine böſe Frau. Sie hatte ein Kindchen bekommen und das war ihr nicht lieb. Sie hatte keine Luſt, Tag für Tag Windeln zu waſchen, auf das Kleine aufzupaſſen und es zu hegen und zu pflegen. Da dachte ſie: „Ach, was ſoll ich mich quälen? Ich trage das Kindlein in den wilden Wald, da mag es verhungern.“ Und wie ſie es ſich in ihrem bitterböſen Herzen ausgedacht hatte, ſo tat ſie es auch. Sie ſchleppte das Kind in einem Korbe fort, ging von dem breiten Waldwege ab und legte es unter eine Dornhecke. Den Korb nahm ſie wieder mit und ging fröhlich heim. Daheim machte ſie alle Fenſter auf, zündete im Ofen ein großes Feuer an und warf alle Kinderwindeln hinein, das ganze kleine Bettzeug und zuletzt auch noch die Milchflaſche. Das Glas tat einen lauten Knall und zerſchmolz dann in der Hitze. Am andern Tage kam eine Nachbarin und fragte die Schlumpelgrete: „Sag einmal, wo haſt du denn dein Kind?“ Die Schlumpelgrete lachte und antwortete frech: „Das

Digitized by Google

Kind ist bei meiner Mutter in Dippelskirchen, die alte Frau hat Zeit genug, die mag's groß ziehen!" Die Nachbarin schüttelte den Kopf und sagte: „Schlumpelgret', ich hätte das Kind behalten! Ein Kind ist Gottesgabe!" Damit ging sie fort.

Die Schlumpelgrete hatte nun wieder ihr freies Leben und tat Böses wo sie nur konnte.

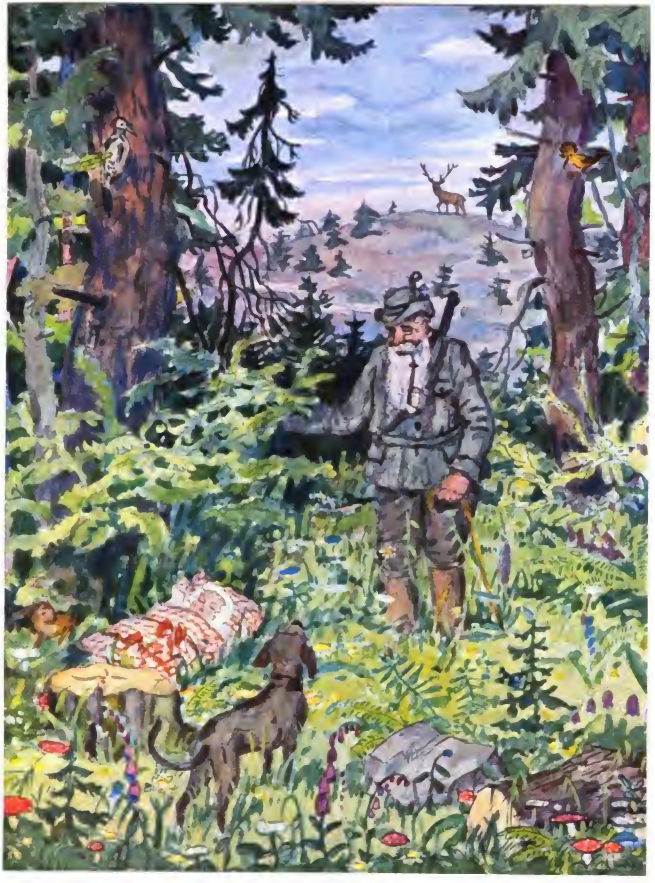
Das Kindlein unter der Dornhecke hatte geschlafen. Nun war aber die Zeit, daß es seine Milch hätte bekommen sollen. Sein kleiner Magen sagte ihm ganz genau: „Kindchen, jetzt mußt du schnell aufwachen! Und da war es auch schon wach und sah sich mit großen Augen um. Dann verzog es das Mündchen ein ganz klein wenig und kürmselte einmal ein bißchen vor sich hin. Es dachte: „Jetzt muß die Mutter bald kommen!" Aber es kürmselte vergebens. Da zog es den Mund etwas breiter und fing an zu weinen und zu schreien. Zuletzt war der Mund wie ein viereckiges Loch und das Schreien ging weit in den Wald hinein. Ein Hase, der unter dem Dornbusch geschlafen hatte, wurde wach und ein Rehlein kam zaghaft herbei und guckte das kleine Kind an. Es fragte den Hasen, was da zu machen wäre, aber er wußte keinen Rat. Da lief das Rehchen zu dem alten Hirsch, der unter den hohen Fichten wohnte und holte den herbei. Er war aber ein ganz schlauer Geselle und wußte gleich, was man tun müßte.

„Wartet hier und gebt fein acht, daß dem Kind kein Leids geschieht von Bienen oder Mücken. Ich bin bald wieder da!"

Mit diesen Worten ging er fort. Das Rehchen und das Häschen aber sagten allen Mücken und allen Bienen: „Stecht nur das Kind nicht!" Und die Mücken und Bienen blieben fern.

Der Hirsch marschierte geradeswegs auf das Jägerhaus zu. Der Wind kam hinter ihm her, lief dann schnell vor ihm weg und sagte dem Jägerhund: „Karo, gieb Acht, der alte Hirsch kommt!" Karo schnupperte in der Luft herum, riß einmal an der Leine, sie wollte aber nicht nachgeben;

Digitized by Google



Das Heckenvöglein

Digitized by Google

Digitized by Google

er riß nocheinmal: ruck! sie war entzwei. Wie ein Hui fuhr er los in den Wald und auf den Hirsch zu. Der hörte den Karo kommen, wartete ganz ruhig und setzte dann in mächtigen Sprüngen durch das Dickicht. Über Gräben und Waldwege, durch hochstämmige Buchen und niedrige Eichen ging der Weg. Immer war Karo wie die wilde Jagd hinter dem Hirsch her. Und der Hirsch nahm seinen Lauf nach der Dornhecke, in der das Kindlein lag. Bis dicht zu dem Kinde lief er, wendete dann den Lauf und eilte den steilen Berg hinan. Keuchend kam Karo hinter ihm her. Er war schon arg müde Vor dem steilen Abhang machte er halt. Das war zu viel. Da sah er plötzlich den Hasen, wollte schon auf ihn los fahren, als seine Nase den Geruch des Kindleins merkte. „Ei, was ist das? Ist denn hier ein Mensch?" Er ging mit gesenkter Nase auf den Dornbusch zu und sah das Kindlein. Das war eine Aufregung! Er tat einen Blaffer nach dem andern und dann überlegte er: Was soll ich tun? Aber wie sehr er sich auch den Kopf zerbrach, es wollte ihm nichts einfallen. Er leckte die Wänglein des Kindes, bis es aufwachte. Als es ihn aus seinen dunkelblauen Augen ansah, erschrak er und dachte: „Hier muß ich einmal meinen Herrn rufen!" Er warf noch einen Blick auf das Kindlein, und dann lief er fort, wie ein Wetter.

Der Förster hatte sich gerade seine Feierabendpfeife angezündet und stand behäbig in der Haustüre. Da kam Karo mit großen Sprüngen angerannt. Die Zunge hing ihm aus dem Maule, so sehr war er gelaufen. Der Förster bückte sich zu ihm nieder, packte ihn an den Lappohren und sagte: „Na, da bist du ja wieder, du Ausreißer! Karo hörte nicht auf die Worte seines Herrn. Er riß sich los und packte ihn mit den Zähnen an der grünen Joppe und zog und zerrte ganz tüchtig. „Dummes Tier," sagte da der Förster, „was hast du denn? Du stellst dich ja an wie toll!" Und er gab ihm einen kleinen Klaps auf den Buckel. Der Karo tat aber immer wieder wie zuvor. Da dachte der Jäger: „Der Hund hat was!" Setzte den grünen Jägerhut auf und marschierte, die Pfeife im Munde, hinter dem Karo drein.

Digitized by Google

Es war ein mühsamer Weg. Der Karo lief immer ein Stück vorne weg, blieb stehen, wedelte mit dem Schwanze und bellte laut. Das Rehchen und das Häschen hörten das Gebell und machten, daß sie fort kamen. Sie liefen den steilen Abhang hinauf und standen neben dem Hirsch, der auch zugucken wollte, was es nun gäbe. Endlich stand Karo neben dem Kindchen. Das war wieder bickelfest eingeschlafen. Und da war auf einmal auch der Förster da. Der schlug die Hände über dem Kopf zusammen, tat einen lauten Schrei vor Verwunderung und ließ die Pfeife aus dem Mund fallen. Als das der Hirsch, das Rehlein und das Häslein sahen, freuten sie sich, denn der Förster war ihr Feind, und dem gönnten sie von Herzen eine zerbrochene Pfeife. Es war aber doch wieder ein Glück, daß der Förster ihr Lachen nicht hörte, denn sonst hätte er womöglich den Karo den Berg hinauf geschickt und hätte zu ihm gesagt: „Geh, jag mir einmal die frechen Tiere fort!“ So aber sahen der Hirsch, das Rehlein und das Häschen ganz deutlich, wie der Förster das Kind aufhob, es unter dem kleinen Kinn kitzelte und, als das Kindchen die Augen aufschlug, sagte: „Guten Tag, Jungfer im Grün! Wie kommst du hierher?“ Das Kindchen verstand noch nichts von den Worten des Försters. Es machte seine Augen weit auf und lachte den bärtigen Mann an. Der Förster kitzelte noch einmal, und da lachte das Kind hellauf und quitschte vor Freude. Auch der Förster lachte über das ganze Gesicht und sagte: „Komm, Kerlchen, komm dich haben deine Leute wohl vergessen!“ Er nahm einen Zettel aus der Tasche und schrieb: „Ich habe das kleine Kindchen mit in mein Haus genommen, da kann es der abholen, dem es gehört!“ Den Zettel legte er auf den Waldboden, schob ein kleines Steinchen darauf, daß er nicht fortfliegen sollte, und ging dann mit dem Kinde auf dem Arme heim. Karo trottete bedächtig und still neben ihm her. Ehe sie aber an das Försterhaus kamen, schoß er vorneweg und bellte so laut um das Haus, daß die Frau Försterin gleich einmal am Fenster gucken mußte, was denn da los wäre. Und da sah sie es denn. Der Förster brachte ein kleines Kindchen mit aus dem Wald. Die Frau freute sich

Digitized by Google

nicht wenig, machte aber dann ihrem Mann Vorwürfe und sagte: „Mann, was werden seine Eltern für eine Angst haben! Trage es schnell wieder an seinen Platz!“ Der Mann sah ganz betrübt auf das Kindlein nieder. Das Kindlein fing an zu weinen, denn der kleine Magen war ganz ausgedörrt. „Dann gib dem Kind wenigstens etwas zu trinken!“ sagte er. „Nachher will ich's dann wieder fortschleppen.“ Er erzählte auch, was er mit dem Zettel gemacht hätte. Die Frau holte ein Täßchen Milch herbei und wollte das dem Kind zu trinken geben. Das war aber gewöhnt, aus der Flasche zu trinken, und schrie ganz jämmerlich. Da nahm die Försterin ein Fläschchen, setzte einen Gummipfropfen drauf — sie hatte die Flasche noch von ihrem einzigen Kind, das aber schon so bald ein Engelchen geworden war; und nun konnte das Kindchen sich an der Milch satt trinken. Derweil wurde es ganz dunkel. Trotzdem ging der Förster mit dem Kinde in den Wald, setzte sich an die Dornhecke und paßte auf. Der Zettel lag noch da, wie er ihn hingelegt hatte. Er schrie und rief. Es kam kein Mensch. Die ganze Nacht saß er da und wartete, das Kindlein schlief in seinem Arm, aber kein Mensch kam. Ganz früh am andern Morgen ging er heim. Den Karo hatte er im Walde festgebunden, hatte einen Brief an sein Halsband gehängt und alles hineingeschrieben, was er dachte, das gut wäre. Am Mittag ging er wieder mit dem Kinde hinaus. Kein Mensch war zu sehen und keiner zu hören. Da sagte er die ganze Geschichte dem Bürgermeister und schrieb es der Zeitung ganz ausführlich: kein Mensch meldete sich. Die Försters frau faltete die Hände, weinte ganz leise und sagte: „So, dann soll das Kindlein uns gehören.“ Weil sie aber nicht wußten, ob es schon getauft wäre, so riefen sie am anderen Morgen den Pfarrer, und der gab dem Kinde den Namen Annemarie. Der Förster und seine Frau nannten es aber das Heckenvöglein, weil es wie ein Vöglein in der Hecke war gefunden worden.

Heckenvöglein wurde ein schönes großes Mädchen. Wer es sah, dem gefielen seine schönen blauen Augen und die roten Backen, wer es kennen

Digitized by Google

lernte, der hatte es bald lieb. Denn Heckenvöglein war arg brav und mußte niemals Schläge oder Schelte bekommen. Eines Tages kam ein junger Jägersbursch, ging zu dem Förster und sagte: „Ich habe das Heckenvöglein lieb! Gib es mir zur Frau!“ Weil nun das Heckenvöglein auch den Jägerburschen lieb hatte, so sagte der Förster nichts dagegen.

Die Hochzeit war wunderschön. Heckenvöglein hatte ein schneeweißes Kleid an und trug ein feines Kränzlein im Haar. Der Bräutigam hatte seine grüne Jägertracht angezogen: Die stand ihm fein. Es wurde gegessen, getrunken, gelacht, gesungen und getanzt. Auf einmal aber kam der Bürgermeister, winkte dem Förster und sagte: „Komm einmal mit, da ist jemand, der will mit Dir sprechen!“ Der Förster stand auf und ging fröhlich mit. In der Bürgermeisterstube saß eine alte Frau. Sie sah ganz schmutzig und zerrissen aus und war krank, daß sie kaum noch den Atem hatte. Als sie den Förster sah, fing sie an zu weinen und sagte: „Förster, heute hält mein Kind Hochzeit!“ Der Förster schüttelte den Kopf und fragte: „Was geht das mich an?“ Die Frau holte tief Atem und sagte dann leise: „Das Heckenvöglein ist mein Kind!“ Und leiser, immer leiser erzählte sie von ihrem bösen Tun. Dann aber schrie sie noch einmal auf: „Förster,“ schrie sie, „ich wollte dem Kinde heute seine Hochzeit verderben, aber ... aber ... unser Herrgott ist stärker als ich.“ Damit legte sie den Kopf zur Seite und war tot. Der Förster ließ sie zwei Tage später begraben. Das Heckenvöglein aber erfuhr nichts von der ganzen Geschichte und so blieb sein Herz so hell wie die liebe Sonne, und alle Leute hatten es gern. Am liebsten aber hatte es der Mann, und als eines schönen Tages die zwei ein Kindlein bekamen, da wußten sie vor Freude nicht aus noch ein.

Digitized by Google

Von dem Buben, der ein Mädchen wurde

Von Otto Stückrath

In einer kleinen Stadt wohnten einmal ein paar ganz jung verheiratete Eheleute. Sie hatten tüchtig ihre Sorgen. Das war gut, denn da packten sie auch gehörig an und schafften Tag und Nacht. War einmal eine freie Stunde, so saßen sie beisammen, guckten sich in die Augen und lachten sich an. Das war schön und kostete kein Geld. Dabei sagten sich die beiden oft genug, daß sie sich arg lieb hätten, und dann und wann gab es auch einmal einen Kuß oder zwei oder drei.

Eines Tages kam der Mann ganz müde und abgehetzt von der Arbeit heim. Er setzte sich aber nicht an den Tisch und aß wie sonst, sondern er ging mit starken Schritten in der Stube auf und ab und funkelte mit den Augen all seine Bücher an und dann seine Frau, das Essen und den duftenden Blumenstrauß auf dem Tisch. Die Frau ließ ihn gewähren, aß vergnügt ihr Mittagbrot und nahm sich dann ein großes Stück

Digitized by Google

Schokoladenpudding auf den Teller, denn sie hatte gerade Geburtstag. Auf einmal stellte sich der Mann breitspurig vor sie hin, sah ihr mit leuchtenden Augen ins Gesicht und sagte: „Du, heute habe ich was Wunderschönes gesehen!“ Die Frau wurde neugierig und fragte ihren Mann voller Erwartung: „Was war denn das?“ Da ging er auf sie zu, packte ihren Kopf in seine großen Hände und lachte: „Ein winzewunzig kleines Bübchen!“ Die Frau machte ihren Kopf los, sah ihren Mann groß an und sagte: „Aber, da ist doch nichts Wunderbares dabei!“ Der Mann aber fing an zu erzählen und erzählte so wunderschön von dem kleinen Bübchen, daß die Frau endlich sagte: „Wie schade, daß du es uns nicht mitgebracht hast! Dann hätten wir uns dran gefreut!“ Der Mann lachte sie aus: „Aber Herzliebe, das konnte ich doch nicht! Das Bübchen gehört ja dem Schneider Nadelflick!“

Bedächtig wiegte die Frau den Kopf hin und her, sah ihrem Mann noch einmal in die leuchtenden Augen und räumte dann stillschweigend den Tisch ab. Der Mann packte sein Arbeitszeug zusammen und machte sich auf den Weg zur Arbeit. Als er glücklich weg war, zog die Frau ihr Sonntagskleid an und machte dem Schneider Nadelflick einen Besuch. Da sah sie denn auch das prächtige Bübchen, und es gefiel ihr so gut, daß sie sagte: „Ei, so eins möchte ich auch haben! Sagt mir, Meister Nadelflick, wo kann ich so eins bekommen?“

Meister Nadelflick stand langsam von seiner Schneiderbudike auf, sah sich die Frau von oben bis unten und von unten bis oben an und sagte bedächtig: „Frau Nachbarin, das ist eine schwierige Sache! Die Bübchen wachsen in unsers Herrgotts Garten! Bis dahin aber ist ein weiter und ein gar böser Weg!“ Die Frau aber begnügte sich mit der Antwort nicht, sie fragte nach dem Weg, aber der Schneider sagte ernst: „Den Weg muß jeder selbst finden und muß jeder selbst gehen: da kann kein Mensch dem anderen helfen!“

Die Frau gab dem Bübchen noch einen Kuß, guckte den Schneider

Digitized by Google

Von dem Buben, der ein Mädchen wurde

Digitized by Google

mit einem halben Auge an und sagte: „Gut, wenn ihr mir's nicht sagen wollt, dann will ich mit meinem Mann suchen gehen, und wir werden unseres Herrgotts Gärtchen schon finden!" Damit war sie zur Türe hinaus.

Am Abend erzählte sie ihrem Manne die ganze Geschichte. Da ließ der all seine Arbeit im Stich und machte sich in Gemeinschaft mit seiner Frau am nächsten Morgen in der Frühe auf, den Weg zu unseres Herrgotts Gärtchen zu suchen und dort ein Bübchen zu holen.

Sie gingen über ein weites, flaches Feld. Tausend Wege liefen rechts und links, hier zweigte ein Pfad ab und dort einer. Da wurden sie ganz verzagt und gingen betrübt dahin. Der Frau aber wurde der ebene Weg schwer, denn es lagen dicke Steine darauf, sie trat sich zweimal einen Glasscherben in den Fuß, und das tat sehr weh. Viele, viele Tage dauerte die Wanderung. Manchmal wollte die Frau umkehren, manchmal der Mann, aber es war gut, daß immer einer wieder ein bißchen Mut fand. Nach vielen Wochen kamen sie in die Berge. Nun ging der Weg steil aufwärts, da gab es schroffe Felsen, tiefe Abgründe, über steinige Halden ging der Weg und führte durch Dornen und Gestrüpp.

Eines Tages wurden sie sehr froh. Sie fanden einen Baum voll rotbackiger Äpfel. Da pflückten sie ab, was sie nur tragen konnten und sagten: „Die nehmen wir dem Bübchen mit!" Am anderen Tage aber war es ihnen schon wieder recht wehleidig zumute. Die Last drückte hart und endlich, an einer Wegecke, fiel die Frau zur Erde und tat sich an den spitzen Steinen so weh, daß sie nur noch mühsam weiterkriechen konnte. Da war es gut, daß ihr Mann dabei war. Er stützte sie, holte ihr frische Waldbeeren und sprach ihr Mut ein, wenn sie verzagen wollte. Und wahrhaftig, die Frau ging weiter, Tag um Tag. Ihre Augen wurden müde, ihre Kraft verging.

Eines Abends sah der Mann ganz in der Ferne unseres Herrgotts Gärtchen liegen. Es war ein goldener Zaun darum, der blinkte in der

Digitized by Google

Abendsonne, daß der Schein bis herüber in die müden Augen der Frau drang. Sie lächelte vor sich hin, sah ihren Mann an und sagte: „Komm, laß uns gleich aufbrechen!"

Ungeruht und voll müder Schwere schleppten sie sich fort. Die Wunden der Frau fingen so an zu schmerzen, daß sie in ihrem Weh aufschrie. Der Mann aber konnte ihr nicht helfen, nur ein bißchen stützen konnte er sie und ihr sagen: „Warte, bald sind wir an unseres Herrgotts Gärtchen!" Dann sah ihn die Frau dankbar an, lächelte in ihrem großen Leid und trug sich wieder ein Stückchen weiter.

Am nächsten Morgen, als eben die Morgensonne über den Gartenblümchen aufging, standen die Frau und der Mann an dem goldenen Tor. Der Mann pochte. Es tat niemand auf. Da pochte auch die Frau. Ein leiser Windhauch kam aus dem Garten, umkoste die Frau und öffnete das Tor. Und plötzlich stand ein lichter Engel neben ihr, hob sie vom Boden auf, trug sie zwei, drei Schrittlein in den Garten bis zum nächsten Blumenbeet und fragte: „Willst du ein Bübchen oder ein Mädchen?" Die Frau aber war so schwach, daß sie nicht antworten konnte, der Mann stand noch draußen vor dem Gitter, denn ihm war das Tor vor der Nase zugeschlagen worden, daß auch er nicht die Antwort geben konnte, die er sich ausgedacht hatte. Der Engel nahm deshalb ein rosenrotes Röslein von einem Strauch, zeigte es der Frau und fragte: „Magst du das?" Und der Frau schien das Blümlein so wunderlieb, daß sie fröhlich nickte. Der Engel drückte es ihr in die Hand, hauchte einen sanften Hauch darüber und geleitete die Frau wieder hinaus.

Ihr Mann umfaßte sie mit beiden Armen und trug sie im Trab den Berg hinunter, und unter seinen Füßen wurde der Weg ganz kurz, wie der Wind war er daheim. Da legte er die müde Frau in das Bett und dann fragte er sie nach ihrem Blümlein. Sie gab ihm das Röschen. Er schaute es an, legte es bedächtig auf ein Kissen nieder, und siehe da, das Röslein dehnte sich, reckte sich und wurde ein wunderliebes Mädchen. Der

Digitized by Google

Mann weinte vor Freude auf, küßte seine Frau, küßte das Mädchen und sagte: „O, du liebes Kerlchen, du bist ja noch viel, viel schöner als das Bübchen vom Schneider Nadelstick!“ Und sie hatten nun beide das Kind lieb, und die Geschichte von dem Buben, der ein Mädchen wurde, ist aus.

Digitized by Google

Das Steckenpferd

Von Ferdinand Benz

Es war einmal ein armer Weber. Der ſaß den ganzen Tag an ſeinem Webſtuhle und ließ das Weberſchiffchen zwiſchen den tauſend aufgeſpannten Fäden hin und her ſauſen, daß man meinen konnte, ein Mäuslein habe ſich verirrt und finde keinen Ausweg mehr. Kaum war das Schifflein zur rechten Hand geſprungen, da eilte es ſchon wieder zur linken hinüber und von da wieder zurück.

Wenn der Vater müde war, ſetzte ſich der Sohn an die Arbeit und wob bis tief in die Nacht hinein.

Bei allem Fleiße aber wollte das Brot nicht ausreichen, ſo daß eines Tages der Vater zu ſeinem Sohne ſprach: „Jörgele du biſt nun groß und mußt ſelber ſchauen, wo dein Brot wächſt. Auf meinem Webſtuhl gedeiht es nur für mich und die Mutter. Zu dreien aber müſſen wir Hunger leiden!“

„Ach Vater,“ antwortete Jörgele, „da will ich mir ſchon helfen und

Digitized by Google

euch nicht länger zur Last fallen. Überall zerreißen die Leute ihre Kleider und überall braucht man deswegen einen Weber."

Jörgele packte am andern Tage sein Ränzlein und zog in die Welt hinaus.

Die Mutter hatte ihrem Sohne das letzte Ränftlein Brot mit auf die Wanderschaft gegeben, war ein Stücklein mit Jörgele des Weges gegangen und steckte ihm beim Abschiede ihren ganzen Reichtum zu, der aber nur aus zwei Groschen bestand.

Lange sah die gute Frau dem jungen Wandersmann nach. Als er im Walde verschwunden war, traten ihr Tränen in die Augen und sie ging langsam heim.

Es schien aber die Sonne gar freundlich und die Vögel musizierten gar lustig.

Da wurde auch Jörgele so vergnügt, daß er sang und pfiff, als wäre er der glücklichste Mensch auf Erden.

Hellen Widerhall gab der Wald und munterte zu neuen Liedern auf.

Mit lauter Lust und Freude hatte Jörgele nicht mehr auf den Weg geachtet und kam immer tiefer in den Wald hinein. Schließlich konnte der junge Wanderer nicht mehr weiter. Er stand auf einmal vor einer dichten Wildnis und zerrissenen Felsenwänden.

Jörgele suchte vergebens nach einem Auswege und dachte: „Ach ja, da ist die Welt schon zu Ende. Etwas weitläufiger hätte ich mir die Erde doch vorgestellt. Da muß ich wieder umkehren und auf die andere Seite zumarschieren."

Da hörte er in den Felsen ein leises Kichern und nach einigem Suchen fand er vor einer Höhle ein eisgraues Männlein sitzen, das ihn lustig anblinzelte.

„Ach lieber Nachbar!" sprach der Junge und rückte sein Hütlein, „könnt Ihr mir nicht den rechten Weg zeigen, der in die Welt zurückführt; denn ich sehe deutlich, daß sie hier aufhört?"

Digitized by Google

„Da kann ich dir ſchon helfen. Wohin willſt du denn?“ fragte der Alte.

„In die Türkei oder nach Rußland, wo man am eheſten einen flinken Weber braucht,“ war die Antwort.

Da lachte der Alte und fuhr fort: „Haſt du denn das nötige Reiſegeld?“

„Geld genug! Die Mutter hat mir ihren ganzen Reichtum gegeben, — zwei Groſchen,“ erwiderte er treuherzig. „Auch ein Stück Brot habe ich dabei. Ihr habt ſicher Hunger. Ich will es Euch ſchenken.“

„Freilich habe ich Hunger und kann mir nichts kaufen, weil ich kein Geld habe,“ ſprach das alte Männlein.

„Nun da kann ich Euch helfen. Da, nehmt all mein Geld, ich verdiene mir ja bald wieder ein anderes.“

Mit dieſen Worten reichte Jörgele dem grauen Männlein ſeine zwei Groſchen hin.

Der Alte nahm ſie. Von dem Brote brach er ein Stücklein ab und gab es dem Jungen zurück mit den Worten: „Nimm das wieder! Ein Krümchen davon ſättigt dich einen ganzen Tag. Du kannſt ein Jahr davon leben. Und damit du von der Welt ein größeres Stück ſiehſt, will ich dir ein ſchnelles Pferd ſchenken. Das frißt zwar keinen Haſer, läuft aber mit jedem Winde um die Wette. Du ſollſt es haben, weil du mir gefällſt.“

Das Männlein ging in das Gebüſch hinein und ſchnitt ſich ein Stöckchen ab. In ſeine Rinde ritzte es mit dem Meſſer allerlei Zeichen, beſtrich den Stab oben und unten mit einem Safte, murmelte geheimnisvolle Worte dabei und ſprach: „Hier haſt du ein Pferd. Dir ſchnitzte ich eins, weil du ein braver Burſche biſt. Paß auf: Mit dieſem Stocke ſtreichſt du dir rückwärts über die Füße, nimmſt ihn zwiſchen die Beine wie ein Pferd und er trägt dich hin, wo du willſt. Tauſend Meilen kannſt du in der Stunde zurücklegen. Drückſt du das Köpfchen des Stockes mit der Hand, ſo geht der Ritt raſcher, ſtreichelſt du dein Steckenpferd, ſo hält es. Setzeſt du dich aber quer darauf, wie auf eine Bank, ſo biſt du unſichtbar für jedes Auge.“

Digitized by Google

Da hatte Jörgele eine große Freude. Er bedankte ſich und ging gleich daran, ſein wunderbares Reittier zu probieren. Kaum hatte er ſich über die Waden geſtrichen und das Stöckchen zwiſchen die Beine genommen, da ging es auch ſchon im herrlichen Trabe dahin.

Das Steckenpferd gehorchte auf das beſte. Es blieb auf dem Wege, ſchwebte aber auch einher, ja es ſtieg empor und ritt ſogar über die Wipfel der Waldbäume dahin, wie es über Ströme und Seen hinwegtrabte.

* * *

Jetzt begannen wundervolle Tage für den jungen Weber, der noch nichts geſehen hatte als ſein armſeliges Dörflein. Bald wurde dieſe, bald jene große Stadt beſucht. Sobald vor ihm Türme und Stadtmauern auftauchten, ſtreichelte er das Stöckchen und ſtieg ab, um ſich alles gründlich zu beſehen.

Hungerte ihn, ſo aß er ein wenig von ſeinem Brote. Nachts aber ſchlief er bald im grünen Wald, bald im duftenden Heu auf der Wieſe, bald in irgendeiner Höhle der Berge.

Solange der Sommer dauerte, ritt Jörgele durch alle Länder und ſah täglich und ſtündlich neue Gegenden und Städte und Menſchen.

Eines Tages nun erblickte er auf einer herrlichen Anhöhe ein prächtiges Schloß mit vielen Türmen und hohen Mauern. Unzählige Fenſter glitzerten in der Sonne.

Da ritt der Weber nicht vorüber. Dieſe Herrlichkeiten wollte er in der Nähe betrachten. Er hielt ſein Steckenpferd an, ſtieg ab und ſpazierte die Höhe empor.

Eine Allee uralter Lindenbäume bildete ein langes, grünes Gewölbe, das zum Eingangstore hinführte.

Vor dem eiſernen Gitter blieb Jörgele ſtehen und blickte in den Schloßhof hinein.

Da drinnen aber wehten von vielen Maſten ſchwarze Fahnen und die

Digitized by Google

Fenstergesimse waren mit schwarzen Tüchern verhängt. Die Leute auf dem Hofe gingen gesenkten Hauptes einher und sprachen nur halblaut, wie wenn sie sich vor dem Tone der eigenen Stimme fürchteten.

Auf einer weißen Steinbank unter einem Nußbaume saß eine schwarzgekleidete Frau und weinte. Ein stolzer Mann setzte sich neben sie und wollte sie trösten. Ihre Tränen aber flossen immerzu.

Da ward es Jörgele ganz bang um das Herz, als er mitten in der Herrlichkeit des Schlosses so viel Herzeleid fand.

Eine Zeitlang stand er am Tore und sah die Traurigkeit mit an. Dann aber hielt er nicht mehr länger an sich, sondern rief mit kräftiger Stimme, daß es ringsherum geisterhaft erscholl: „Ihr guten Leute, warum seid ihr so traurig? Ich bin zwar nur ein Weber, aber wenn ich euch helfen kann, tue ich es gern!"

Da kamen Diener und wollten den fremden Störenfried davonjagen. Auch der stolze Mann winkte mit der Hand, man solle ihn fortschaffen.

Die weinende Frau aber stand hastig auf und gebot: „Laßt ihn herein! Jeder, der uns helfen will, ist tausendmal willkommen und wenn er auch nur ein Weber ist."

Jetzt öffnete sich das schmale Seitenpförtlein und Jörgele trat in den Schloßhof.

Rasch flüsterte ihm ein Diener zu: „Sei anständig, denn unter dem Nußbaume findest du den König und die Königin."

Da erschrak der Junge und wäre am liebsten davongelaufen. Die Königin kam ihm aber schon entgegen und klagte ihm ihr Herzeleid, wie wenn er ein mächtiger Ritter wäre. Da erfuhr er nun, wie vor vier Wochen drei Riesen das einzige Töchterchen geraubt und auf ihre uneinnehmbare Felsenburg verschleppt hatten, wo es mit vielen anderen entführten Mädchen Magddienste tun mußte.

Mit einem seidenen Tüchlein wischte sich die Königin die Tränen aus ihren schönen Augen.

Digitized by Google

Der König war herbeigekommen und erzählte, daß seine Soldaten gegen die Riesen nichts ausrichten könnten und daß keine Gewalt auf Erden etwas wider dieses Räubernest vermöchte.

Da antwortete Jörgele frischweg: „Herr König, so will ich um Eure Tochter streiten mit diesen Riesen. Gebt mir ein gutes Schwert, nicht zu schwer, aber scharf und zeigt mir das Nest der Unholde!"

Die Königin schaute mit dankbarem Blick auf den einfachen Jüngling, der so unerhört kühn war.

Der König aber sprach: „Höre, mein Sohn: Wenn es dir gelingt, unser Töchterlein zu befreien, so sollst du es zur Frau bekommen und mein Nachfolger werden."

Diener zeigten dem Tapferen die Richtung, in welcher die Riesenburg lag.

Als Jörgele von ihnen weg war, sagten sie: „Der kommt nicht mehr zurück."

Der Weber schwang sich auf sein Pferd und ritt in der angedeuteten Richtung davon. Bald sah er einen gewaltigen Bau vor sich. Mit ungeheuer großen Steinen waren die Mauern emporgetürmt. Schwarz und drohend blickte die Burg in das Tal herab. Die Zugbrücke war aufgezogen. Kein Zugang war zu finden.

Da dachte Jörgele: „Wozu habe ich ein so herrliches Reittier, das nicht nur auf ebener Straße, sondern auch auf steilen Wänden zu traben versteht!"

Er lenkte sein Pferd an einer Mauer empor und auf der anderen Seite in den Burghof hinab, wo die drei Riesen eben beratschlagten, welche Gewalttat sie heute verüben wollten.

Da der Weber sich unsichtbar gemacht hatte, meinten sie, sie wären ganz allein und unbelauscht.

Da sprach der eine mit dumpfer Stimme: „Wir holen uns des Königs Schatz."

Jörgele rief ihm zu: „Im Grabe ist heute Nacht euer Platz!"

Digitized by Google

Jörgele aber ſetzte die Königstochter neben ſich auf ſein Stöckchen und ließ ſein ſchnelles Rößlein laufen, ſo raſch es nur konnte, ſo daß beide ſehr bald dem Königsſchloſſe ſich näherten.

Als die Prinzeſſin in den Schloßhof trat und ihre Eltern ſah, herrſchte eine unbeſchreibliche Freude, die noch größer wurde, als die Königstochter mit dem tapferen Jörgele Hochzeit hielt.

In einem ſchönen Saale des Schloſſes ließ das junge Paar einen ſchönen Webſtuhl aufſtellen, auf welchem manchmal die Frau und ihr Mann zum Andenken an die vergangenen Zeiten das Weberſchiffchen durch die Fäden ſpringen laſſen.

Für Jörgeles Eltern reichte von da ab das Brot weiter als ſonſt, weil ihr Sohn für ſie ſorgte. Der alte Webſtuhl des Vaters aber klappert doch noch alle Tage. Jetzt muß er nicht mehr die Sorge vertreiben, ſondern hilft mit ſeinem altgewohnten Geräuſche die Freude im Hauſe feſthalten.

Digitized by Google

Die Leute im Schnakenloch

Von Otto Stückrath

Wer immer ſtracks der Naſe nachgeht, kommt drei Minuten vor Mitternacht ins Schnakenloch. Da ſieht er am Wege ein Wirtshaus ſtehen, daran baumelt ein großes Schild und darauf ſteht: Wirtſchaft zum Schnakenloch. Beſitzerin: Joſephina Gunkelgori.

Hat einer Geld, ſo ſoll er nur machen, daß er weiterkommt, wer aber keins hat, der darf dreiſt ins Wirtshaus hineinmarſchieren. Fräulein Gunkelgori bringt dann einen großen Krug Bier, ein Stück ſchwarzes Bauernbrot und zwei Handkäſe. Die ißt ſie ſelber auf und läßt den Gaſt hungrig ſitzen. Der darf ſich dann für die gute Bewirtung bedanken und weitergehen.

Eines Tages kam Gummialatſchi, der Rieſe, am Schnakenloch vorbei. Er hatte den ganzen Tag auf der Lämmerheide gelegen und mit den Beinen geſtrampelt bis eine Wolke heruntergefallen war und ſeine linke Backe naß gemacht hatte. Er ſpürte, wie ſie kalt und kälter wurde,

Digitized by Google

griff rasch nach der Sonne und legte sie wie ein Heftpflaster auf die Backe. Wie der Wind war sie wieder warm. Gummialatschi steckte die Sonne in den Rucksack und stand auf, marschierte los und kam ins Schnakenloch. Da war er nun.

Er setzte sich auf eine Bank und streckte die Füße so weit von sich, daß sie bis gegen den Ofen standen. Dann klopfte er mit der Hand auf den Tisch und schrie: „Heda! Fräulein Gunkelgori!" Aber es kam niemand. Da klopfte und schrie er noch einmal und noch einmal. Endlich hörte er draußen etwas bollern und rappeln, die Türe ging auf und Fräulein Gunkelgori kam herein. Sie begrüßte den Gummialatschi recht freundschaftlich und setzte sich zu ihm. Dabei aber hatte sie immer die Hand unter der Schürze.

Gummialatschi fragte, ob er was zu essen haben könnte. Da lachte ihn Gunkelgori laut aus und sagte: „Hier gibt's nichts zu essen!" Gummialatschi machte ein böses Gesicht und schrie: „Ich habe aber Hunger!" Gunkelgori lachte noch mehr und sagte: „Dafür kann ich doch nichts! Warum hast du den ganzen Tag gefaulenzt?"

Gummialatschi langte in seinen Rucksack, zog die Sonne hervor und sagte: „Da, backe mir die Sonne! Ich will einmal einen tüchtigen Pfannkuchen essen!"

Gunkelgori packte zu, zog dann ihre Hand unter der Schürze hervor und sagte: „Hei, du bist ein tüchtiger Kerl! Guck da, ich habe mir den Mond geholt! Jetzt wollen wir sie alle beide in Fett braten und aufessen."

Gummialatschi war's zufrieden und fragte: „Soll ich dir Feuer anmachen? Gunkelgoris Antwort aber wartete er gar nicht ab, sondern lief in die Küche und machte ein mächtiges Feuer zurecht. Gunkelgori stellte einen großen Topf aufs Feuer und schüttete hundert Fässer Öl und zweihundert Fässer Schweineschmalz hinein. Als das ganze Fett richtig am Sieden war, warf sie erst die Sonne, und nachher den Mond in den Topf. Das brodelte und kochte nun wie toll.

Digitized by Google

Die Leute im Schnakenloch

Digitized by Google

Gummialatschi und Gunkelgori saßen unten am Herd und schürten das Feuer. Wenn sie aber ein kleines bißchen freie Zeit hatten, so guckten sie sich gegenseitig an und hatten Wohlgefallen aneinander. Auf einmal sagte Gummialatschi: „Höre einmal, Gunkelgori, du bist eine tüchtige Frau! Willst du mich heiraten? Dann können wir jeden Tag so wunderschönes Essen haben!“ Gunkelgori besann sich einen Augenblick, sah nach der Uhr und antwortete: „Gummialatschi, ich will gerne deine Frau werden! Komm schnell, wir haben noch fünf Minuten Zeit, wir wollen uns trauen lassen. Derweil werden unsere Pfannkuchen gar.“ Gummialatschi nickte, zupfte sich die Krawatte zurecht und ging mit Gunkelgori los. Der Pfarrer traute sie und dann wanderten sie heim ins Schnakenloch.

Als sie ganz nahe ans Haus kamen, merkten sie einen brenzligen Geruch, schauten genau zu und sahen, wie die Flamme aus dem Schornstein herausschlug. „Hei,“ sagte Gunkelgori, „wie unser Feuer noch so gut brennt!“ Gummialatschi lachte und marschierte ins Haus hinein. Gunkelgori kam hinter ihm drein und ließ die Tür offen. Davon gab es einen ganz gewaltigen Luftzug im Haus und als Gummialatschi die Küchentüre aufmachte, faßte der Luftzug zuerst die brodelnde Sonne und dann den brodelnden Mond und trug sie zum Schornstein hinaus bis an den Himmel. Eine kleine Weile standen Gummialatschi und Gunkelgori stockesteif da, dann aber lachten sie und sagten: „So ist es doch noch besser! Wenn wir die zwei Pfannkuchen gegessen hätten, wäre es alle Tage dunkel auf der Welt, und das wäre doch nicht schön!“ Sie gaben sich einen Kuß, schenkten das heiße Fett in Gläser und tranken es lustig aus. Dann kochte Gunkelgori einen Zentner Kartoffeln, die aßen sie und waren vergnügt. Und das sind sie heute noch.

Wer's nicht glaubt, muß die braune Ameise hinterm Hollerbusch fragen, die war Dienstmagd im Schnakenloch und weiß noch ein Dutzend schöne Geschichten.

Digitized by Google

Das ungezogene Eichkätzchen

Von Otto Stückrath

Tannenmuckele und Eichelknapper hatten seit drei Tagen ihr kugelrundes Nest mit einer wusseligen, pusseligen Schar von Jungen angefüllt. Sie hatten die Augen noch geschlossen, ihr Fellchen war seidenweich und zart, die Schwänzlein hielten sie dicht an sich gepreßt. Tannenmuckele hielt die Kinderchen warm, lugte einmal zum Nest hinaus und sagte zu Eichelknapper, der munter und vergnügt auf einem Ästlein saß und einen Tannenzapfen abblätterte: „Lieber Mann, ich kann jetzt nicht von den Kinderchen weggehen! Sei doch so gut, springe schnell in unsere Vorratskammer im Eichenstück und hole mir etwas zu futtern. Ich habe einen ganz erbärmlichen Hunger."

Eichelknapper riß mit seinen spitzen Nagezähnen wieder ein Tannenzapfenblättchen ab, holte mit dem rosigen Zünglein ein Sämlein heraus und reichte es seiner Frau ganz zierlich auf der Spitze seiner Zunge. Dann lachte er behäbig: „Na, liebe Frau, wenn's nicht anders ist, dann will ich dir den Gefallen tun! Vorher aber möchte ich einmal unsere Kinderlein sehen."

Digitized by Google

Tannenmuckele wehrte ab. „Nein, nicht eher, als bis sie die Augen aufschlagen und ihrer Glieder mächtig sind; ihre kleinen Körperlein können noch nicht so unsanfte Pfoten gebrauchen, wie du sie hast."

„Dann laß mich wenigstens einmal einen kleinwinzigen Guck ins Nest hinein tun, ich will dann auch ganz brav und artig alles tun, was du gestrenge Mutter mir sagst." Und Eichelknapper erhob seine Vorderpfötlein flehend und sah Tannenmuckele so liebreizend an, daß sie beiseite rückte und ihm durch einen winzigen Spalt einen Einblick ins Nest gewährte. Mit einem tiefernsten, feierlichen Gesichte zog sich Eichelknapper, nachdem er ins Nest geschaut hatte, auf seinen Sitz zurück. „Liebe, goldige Frau, da hast du aber Kinderlein geboren, die sind geradezu wunderschön! Jetzt will ich gerne warten, bis sie die Augen auftun und ihre Gliederlein gebrauchen, ich will dich hegen und pflegen, nur eins mußt du mir versprechen: bei der Erziehung der Kinderlein helfe ich dir."

Tannenmuckele lachte geschmeichelt. „Ja, es sind schöne Kinder, und sie sehen dir sehr ähnlich. Daß du mir bei der Erziehung behilflich bist, ist doch selbstverständlich! Nun aber, lieber Mann, hole mir geschwind was zu essen, es wird mir ganz schlecht."

Da sprang Eichelknapper fort und war wie der Wind wieder da, trug sieben dicke Eicheln in seinem Munde und reichte sie alle seiner Frau. Und in den nächsten Tagen hatte er die Hände voll zu tun. Bald sollte er weiche Flöcklein, die die Lämmer verloren hatten, von den Dornen absuchen, bald sollte er Futter herbeischleppen, bald etwas erzählen, denn Tannenmuckele hatte furchtbare Mühe mit den Kindern; sie konnte keins weinen hören, und das taten sie gar zu leicht, wenn sie einen kühlen Hauch verspürten oder der Hunger sie nur ein klein wenig zwickte. Kein Wunder, daß Tannenmuckele dann gerne einmal etwas anderes hörte, als immer Kinderstubenlärm, und so mußte denn Eichelknapper alle Neuigkeiten erzählen, die rundherum im Wald sich zugetragen hatten.

Eichelknapper hatte viel zu erzählen. Er ließ seine Augen überallhin

Digitized by Google

gehen und ſpitzte die Öhrlein, daß ihm auch keine einzige Waldgeſchichte entwiſchte. So erzählte er einmal von dem Kampf der ſchwarzen mit den roten Ameiſen, von der grauſamen Tat des Neuntöters, der siebenundzwanzig Goldkäfer in einer Hecke aufgeſpießt hatte, von dem Wettlauf der Schnecken, ſo daß Tannenmuckele bald lachen, bald weinen mußte, bald vor Luſtigkeit nicht aus noch ein wußte, bald ſo traurig war, daß Eichelknapper wieder fröhliche Späße erzählen mußte, um ſie froh zu ſtimmen. So gingen die Tage herum, einer nach dem anderen, und auf einmal, es war an einem Spätnachmittag, ſagte Tannenmuckele zu ihrem Mann: „Die Kinder ſind heute ſo furchtbar unruhig, ich glaube, ich glaube ...“ — „Sie haben die Augen auf!“ ſchrie Eichelknapper und ſchlug von ſeinem Sitz herunter einen gewaltigen Purzelbaum auf einen anderen Aſt, lachte und ließ ſich dann in einem gewaltigen Bogen auf die Erde niederſauſen, rannte wie beſeſſen wieder am Stamm hoch und guckte keck zum Neſtloch hinein. Da legte ſich ſeine närriſche Aufregung; acht luſtige, blinkerige Äuglein ſahen ihn erſtaunt an, ein roſiges Mäulchen ſchnappte nach ſeinen langen Schnurrhaaren und zipfte daran. „Das iſt ſicher ein Bub!“ lachte Eichelknapper, „er weiß ſchon was vom Schnurrbart!“

Tannenmuckele rückte ganz beiſeite und ſchaute der Reihe nach die Kinderchen an. Dann drückte ſie ſie alle lieb, gab jedem einen Kuß und ſagte: „So, Väterchen, jetzt können wir am erſten ſchönen Tag unſere Verwandten und Freunde einladen und den Kinderchen Namen geben. Das muß ein Feſt werden.“

„Ja, das muß ein Feſt werden, wie der Wald noch keins geſehen und erlebt hat!“ lachte Eichelknapper, ſchwang ſich flink rund um den Baum herum, machte ſieben fröhliche Luftſprünge und eilte wie der Wind davon. Sein langer Schwanz wehte hinter ihm her wie eine Fahne.

Am Tanneneck begegnete ihm ein Eichelhäher. „Hä, hä, hä, hä, wohin ſo ſchnell, Eichelknapper?“ ſchrie er ihm zu. Eichelknapper ſah ſeinen

Digitized by Google

Freund mit großen Augen an: „Ich will eben zur Libelle und will sie bitten, mir zum Sonntag Musikanten zu bestellen!“

„Musikanten? Ei wozu denn? Hä, hä, hä, hä, hä!“ kicherte der Eichelhäher.

„Ja, ich habe vier Kinder, die sollen am Sonntag ihre Namen erhalten, und da soll halt ein kleines Fest gefeiert werden!“ sagte Eichelknapper stolz und putzte sich umständlich den Bart.

„Hä, hä, hä, hä, ich komme auch, will meine ganze Sippschaft bestellen, mache die Klappermusik dazu, hä, hä, hä, hä, hä, hä!“ Und damit hob der Eichelhäher sein Gefieder und flog schreiend in die Tannen hinein: „Hä, hä, hä, hä, hä, am Sonntag feiert der Herr Eichelknapper Namensfest seiner Kinder, alle Waldleute sind freundlichst zum Feste eingeladen, hä, hä, hä, hä, hä!“

Ganz verdutzt saß Eichelknapper eine Weile da. Dann machte er sich langsam auf den Weg und dachte: „Na, wenn der Eichelhäher die Bestellungen übernehmen will, mir kann's recht sein! Ich spare damit allerhand Arbeit und Lauferei!“

Die Libelle saß am Bach auf einem Schilfblatt, wiegte sich im Winde und ließ sich gerade von dem Bächlein erzählen, wie es ganz tief unten im Erdenschoß, aus dem alle Wässerlein rinnen, aussieht, träumte von kristallenen Schlössern und herrlichen unterirdischen Gewölben, als sie Eichelknapper aus ihrer Ruhe aufschreckte. Sie hatte kaum erfahren, warum er da war, als sie auch schon in aller Geschwindigkeit die Musik zusammenstellte. Ein Streichquartett, ein paar Sängerinnen, einen gemischten Chor und endlich, am Abend, eine Janitscharenmusik. Sie versprach, ihr Möglichstes zu tun, und sagte, als Eichelknapper sich schon zum Weggehen wandte: „Eine kleine Überraschung am Festmorgen mußt du mir aber schon gestatten, und laß mich nur sorgen, die Kinderchen werden sicherlich nicht erschrecken.“ Eichelknapper nickte und rannte heim, denn es war inzwischen spät geworden, so spät, daß er nur mit Mühe noch ein paar Eicheln erschnappen und seiner Frau zutragen konnte.

Digitized by Google

Mit einem herrlichen Sonnenschein kam der Festsonntag herbei. Eichelknapper saß noch schlafend vor dem Neste, seine Frau schlief noch sanft und selig. Da klang auf einmal eine wundersame Musik in die Träume Eichelknappers; Frau Tannenmuckele, die immer einen sehr leisen Schlaf gehabt hatte, wischte sich flink die Augen, schaute zum Nest heraus und stieß ihren Mann liebreich in die Seite: „Eichelknapper, horch einmal, was ist das?“ Eichelknapper spitzte die Ohren, fuhr sich mit dem Pfötchen über die schlaftrunkenen Augen und sagte dann leise: „Pst! Pst! da muß wohl die Libelle dahinterstecken!“

Leise, wie feine, weiche Geigentöne kam die Musik aus der Höhe herunter, senkte sich in die grünen Zweige und ging sacht in die lauschenden Ohren Eichelknappers und seiner Frau und weckte leise, ganz leise die schlafenden Kinderlein. Entzückt schoben sie ihre Köpflein aus dem Nestloch heraus und sahen mit fragenden Blicken Mutter und Vater an. Die Musik wurde stärker, senkte sich tiefer herunter und schwieg dann plötzlich.

Gerade wollte Eichelknapper in die Pfoten klatschen, als sich ein bunter Reigen im Grün der Zweige auftat: Tausend und abertausend blaue und grüne, lichtfarbige und schwarze Libellen tanzten zu einer wunderlieblichen Musik, die eben wieder anhob, einen prächtigen Tanz. Das wirbelte durcheinander und war ein Geflitter und Geflimmer ohnegleichen, das hüpfte und sprang, das drehte sich, verbeugte sich, ging und kam. Und mit einem Male war es weg wie der Blitz, Eichelknapper und seine Frau sahen sich verwundert an, die Kleinen aber sperrten die Mäulchen auf, als hätten sie Hunger.

„Das war schön!“ sagte Tannenmuckele leise, dann aber flog ein ernster Schimmer über ihr Gesicht: „Lieber Mann, weißt du denn schon Namen für unsere Kinderchen? Zwei Bubennamen und zwei Mädchennamen müssen wir haben.“

Eichelknapper sagte: „Das habe ich mir längst überlegt. Mach dir nur gar keine Gedanken, das ist meine Sache.“

Digitized by Google

Tannenmuckele wurde ordentlich böse: „Deine Sache? Nein, lieber Mann, ich habe mir die Sache überlegt, und was ich will, das wird gemacht."

Eichelknapper wollte keinen Streit haben, darum sagte er sanft: „Na, sag mir einmal die Namen, die du dir ausgedacht hast, dann wollen wir uns einig werden!"

Tannenmuckele zog nun eins nach dem anderen von den Kindern aus dem Nest heraus, hielt es in ihren Pfötchen, leckte ihm das seidenweiche Fellchen, küßte es und sagte: „Das ist mein goldiger, süßer Nußpicker! Das ist mein lieber, frecher Naseweis! Dies ist mein herziges Liebheckerchen! Und dies ist mein Fräulein Seidenschwanz!"

Eichelknapper tat einen lauten Schrei, fiel seiner Frau um den Hals und drückte sie fast tot. „Das ist ja wundervoll! Geradeso hatte ich mir's auch ausgedacht, nur das Liebheckerchen wollte ich Neststumpele nennen, und den Nußpicker wollte ich Nußpacker taufen. Aber vielleicht können wir uns da rasch helfen! Den Nußpicker nennen wir einfach Nußpickerpacker und das Liebheckerchen heißt Neststumpeliebheckerchen!"

Da lachte Frau Tannenmuckele laut heraus: „Nein, lieber Mann, das geht nicht: den Buben magst du meinetwegen Nußpickerpacker taufen, aber den Mädchennamen so verschimpfiern, das geht nicht."

„Gut", sagte Eichelknapper, „dann wenigstens soll der Bub etwas von meiner Erfindung abhaben."

Damit war denn die Geschichte abgetan, und als der Nachmittag kam, und die Gäste sich einstellten, da wußten die Eltern ganz gut Bescheid über ihre Kinder, zeigten sie voll Stolz und waren fröhlich und vergnügt. Und es war kein Wunder, daß sie vergnügt sein konnten. Da kam auch nicht ein Tierlein, das nicht wenigstens etwas zum Knippern und Knappern mitgebracht hätte. Da gab's sorgfältig aufgehobene Nüsse vom Vorjahr, gab's Eicheln, fast so frisch wie im Herbst, gab's süße Bucheln und herrlichen Fichtensamen. Die Mücken, die Hornissen, die Brummfliegen und die

Digitized by Google

Schnaken hatten eine feine Streichmusik zusammengestellt, die Heimchen und die Bienen fehlten nicht dabei, die Nachtigall sang neun Sololieder, der Pirol pfiff ein wundersüßes Lied, die Buchfinken schmetterten einen flotten Marsch und die Heupferdchen ließen sich von ihrem Herrn und Meister, dem Tanzkünstler Schwingdasbein als Zirkuspferde vorführen, siebenundsiebzig siebenundsiebzigfarbige Schmetterlinge machten ein Kunstfliegen, daß es nur so eine Art hatte und bei der Janitscharenmusik beteiligten sich nicht nur die Spechte, sondern auch der Fuchs, der Dachs, die Frösche, die Kröten, die Unken und der Waldkauz. Die Leuchtkäferchen tanzten noch einen Feuerreigen, dann verlief sich das ganze Waldgesindel und Eichelknapper und Tannenmuckele krochen in ihr Nest; zum erstenmal sollte der Vater Eichelknapper mit im gemeinschaftlichen Haus ruhen, denn jetzt schadete den Kindern ein kleiner Puff nichts.

Es war aber schon recht dunkel, und so mußte die Mutter Tannenmuckele mit Tasten die Kinderchen zählen, rief sie auch leise bei Namen: Nußpickerpacker! Liebheckerchen! Seidenschwanz! und jedesmal gab ein zartes Stimmchen Antwort. Als sie aber Naseweis rief, da kam kein Laut zurück, als sie nach dem Köpfchen von Naseweis tastete, da spürte sie kein zartes Öhrlein, kein sanftes Bärtlein, fühlte keinen Kuß auf ihrer Pfote. Und da schrie sie vor Schreck und Verzweiflung laut auf, daß Eichelknapper fast aus dem Bett gefallen wäre.

„Unser Naseweis ist fort, unser Naseweis ist fort!“ rief die Mutter Tannenmuckele, fiel ihrem Mann um den Hals und weinte zum Herzbrechen. Eichelknapper zog sich seine Socken wieder an, tat auch den Pelzmantel über, denn die Nacht wurde kühl, und stieg, nachdem er seine Frau wenigstens ein bißchen getröstet hatte, langsam und bedächtig den Baum hinunter zur Erde. Er hatte so eine Ahnung, daß Naseweis einfach auf die Erde heruntergepurzelt und dann auf eigene Faust weiter gerannt sei, und als er so ein bißchen traurig den Baum hinunterstieg, kamen ihm allerlei lustige Bubenstreiche durch den Sinn, und er erinnerte sich daran, daß er

Digitized by Google

Das ungezogene Eichkätzchen

Digitized by Google

einmal seinen Eltern weggelaufen war und mit den Wühlmäusen ein tolles Nachtfest gefeiert hatte, so toll, daß ihm heute noch das eine Ohr fehlte, das ihm bei der Schlägerei, die es zum Schlusse gegeben hatte, abhanden gekommen war. Unkraut verdirbt nicht, dachte er insgeheim, denn daß sein Bube besser sein sollte als er selbst, das erwartete er garnicht, wenn er auch nicht gedacht hätte, daß sich schon so bald die besonderen Eichkätzchenfehler herausstellen würden.

Unter dem Baume saß in aller Gemütsruhe, dick und fett Quakala, eine alte Kröte, die schon, so lange der Wald stand, hier ihr eigentliches Heim hatte. Sie war zum Namensfeste der Kinder Eichelknappers aus ihrem Sommerbade gekommen und konnte, da sie an arger Atemnot litt, wenig schlafen. Sie begrüßte Eichelknapper ganz freundlich, rückte ihren quappeligen Körper etwas beiseite und fragte ihn, ob er noch ein Stündchen mit ihr plaudern wolle. Eichelknapper erzählte ihr in fliegender Eile, daß Naseweis fehle. Frau Quakala aber sagte nur: „Ja, die Kinder, die Kinder! Mit denen erlebt man heutzutage keine Freude mehr! Ich habe mehr als eine Million in die Welt gesetzt, aber glauben Sie, Herr Eichelknapper, eines von meinen undankbaren Kindern sähe noch nach mir? Sie sind alle fort in die weite Welt und haben sich sogar nicht geschämt, mich aus dem Chor der Sumpfmädchen auszuschließen, weil ich eine verheiratete Frau bin, und ich habe doch einen so herrlichen hellen Klang in meiner Stimme, hören Sie!“ Und sie sang drei Zeilen von dem Krötenweihelied, daß Eichelknapper, der den Kopf voll schwerer Gedanken hatte, noch wehleidiger zumute wurde. „Gute Nacht Frau Quakala, ich muß meinen Naseweis suchen!“ Damit verschwand Eichelknapper im Dunkel des Waldes.

Und nun tastete er jedes Gräslein ab, rief Naseweisens süßen Namen, fragte jeden Nachtschmetterling, jedes Leuchtkäferchen, klopfte bei jeder Waldmaus an: aber kein Waldtier konnte ihm sagen, was denn mit Naseweis geworden war. Ganz müde setzte sich Eichelknapper endlich neben eine hohe Buche, als unter dem Laub plötzlich eine Ringelnatter empor-

Digitized by Google

ziſchte und ihn fragte, was er denn zu nachtſchlafender Zeit hier zu tun habe. Als er dann ſein Leid klagte, da ziſchte die Ringelnatter zwiſchen ihren Zähnen, ein dünnes, helles Lachen ziſchte ſie und ſprach: „Dein Naſeweis iſt hier vorbeigegangen, mutterſeelenallein, hatte ein Pilzlein als Sonnenſchirm und ſchien ſehr fröhlich. Er iſt ein ſo munterer, kleiner Burſche, daß ich feſt überzeugt bin, er wird ſich wieder heimfinden! Geh heim, tröſte deine Frau, und morgen früh will ich's allen Waldtieren mitteilen, daß ſie dir helfen, dein Kind wiederzubekommen!" Die kluge Rede der Ringelnatter gefiel dem müden Eichelknapper, er wandte ſich ſeinem Hauſe zu und ſchlief bald ſanft und gut, während ſeine Frau vor Jammer und Kummer kein Auge ſchließen konnte.

Eben tat die Frau Sonne die Augen auf und ſchaute über den Wald hin, da rüttelte Frau Tannenmuckele ſo derb an ihrem Manne, daß er aufſprang, die müden Augen rieb und gleich ausrief: „Frauelein, nur keine Angſt, ich bin ja ſchon wach und will den Ausreißer ſchon heimholen." Aber Frau Tannenmuckele mußte doch noch fünf- ſechsmal zur Eile mahnen, denn der Mann war heute ſo langſam wie nie, und als er endlich fix und fertig zum Abmarſch bereit ſtand, da machte er auch noch Anſpruch auf ein Frühſtück, ſo daß ihm Frau Tannenmuckele ganz ärgerlich zurief: „Kauf dir's unterwegs, ich habe jetzt gar keine Zeit!"

Hungrig, durſtig, ärgerlich und verſchlafen machte ſich Eichelknapper auf den Weg. Er war kaum drei richtige Schritte auf dem Erdboden marſchiert, da ſah er zwiſchen den Stämmen einen, zwei, drei, vier, fünf leibhaftige Menſchenkinder auftauchen. Ritſch! ratſch! rutſch! war Eichelknapper auf einem Baum und ſah neugierig auf das Menſchenvolk hinunter. Es war ein Mann, eine Frau und drei Menſchenjungen in kleinen Männerkleidern, alſo richtige Buben. Der Mann hatte die Frau untergefaßt, die Buben aber gingen in einer Reihe und einer, der größte, trug ein kleines Käſtchen.

„Nun ſagt einmal, Buben, wo habt ihr denn geſtern das Eichkätzchen

Digitized by Google

getappt?" fragte der Mann, und seine Stimme klang ganz rauh, fast wie ganz fern er Donner. Eichelknapper wäre vor Schreck beinahe vom Baum gefallen. Er ermannte sich aber rasch und hörte nun genau zu.

„Ach, Vater," sagte einer der Buben, „gestern war im Wald ein Leben, ganz toll. Das pfiff und schrie und quinkilierte, das sang und klang durcheinander, als wurde irgend ein Fest gefeiert Da sahen wir auf einmal das kleine Eichkätzchen ganz munter auf dem Waldboden herumlaufen; es rannte immer mit seinem Köpfchen gegen die Pilze, rannte sie um und schlug dann allemal einen Purzelbaum, und dabei konnten wir's ganz leicht fangen!"

„Das ist er!" sagte Eichelknapper, „ja, das ist mein böser, böser Sohn Naseweis!" Und nun sah er, wie der Mann den Buben Halt gebot, ihnen das Käfchen abnahm und aus dem Käfchen Naseweis herausnahm, ihn streichelte und daß er Weißschnäutzchen sagte, das hörte er auch. Dann aber meinte er vor Schreck zu vergehen: der Mann nahm einen glänzenden Ring, schloß ihn um Naseweischens linkes Vorderpfötchen und setzte dann das Bürschlein auf den Boden. Naseweis sah sich ganz dumm um, knapperte einmal an dem Ringlein und trollte dann langsam sieben Schritte seitwärts in den Wald, schoß einen Purzelbaum und lachte. Da aber war Eichelknapper wie der Blitz vom Baum, packte seinen Buben beim Nacken und schleppte ihn auf einen Baum, hielt ihn fest und gab ihm eine ganz gehörige Tracht Prügel. Naseweis schrie nicht; der eine Tag im Walde hatte ihm den nötigen Eichkatzenstolz beigebracht; er biß die Zähne zusammen und als ihn der Vater nach seinen Erlebnissen fragte, gab er fast keine Antwort. Eichelknapper freute sich darüber, denn er sah daraus, daß sein Sohn einmal ein tüchtiger Kerl werden würde. Die Mutter freute sich, als sie ihren Buben wiedersah; sie kam ganz glückselig aus dem Neste, leckte ihm das struppig gewordene Fell, versuchte den Ring abzubeißen, dachte aber dann, als sie es nicht fertigbrachte: Gut, dann ist der Ring ein Schmuck für meinen Buben, er ist nun mein Naseweis mit dem Silberring.

Digitized by Google

Ja, so gehen die Geschichten: die Kinder werden groß, und man merkt's kaum. Als der Herbst kam, war Naseweis von allen Eichkatzenkindern des Waldes nicht nur das Kräftigste, sondern auch das Schlaueste und Klügste, so daß sein Vater einmal über das anderemal sagte: dem kann ich bald nichts mehr beibringen. Naseweis kletterte wie ein Affe, machte Luftsprünge wie ein gelernter Zirkuskünstler, lief wie ein Wiesel und hatte Ohren wie ein Spitzbube.

Nun hielten dazumal gerade die Kreuzschnäbel ihren Einzug und fingen an, ihre Nester zu bauen. Es wurde schon recht kühl, und alle Eichkätzchen waren eifrig dabei, Wintervorräte zusammenzutragen. Nur Naseweis tat nichts dergleichen. Er neckte sich mit den Eichelhähern herum, jagte die jungen Waldmäuse in ihre Löcher, wenn sie sich an einem letzten Sonnenstrahl erwärmen wollten, fand heraus, daß es im Walde eine Anzahl Käfer gibt, die ganz gut munden, versuchte auch hier und da einmal ein Pilzgericht und trieb allen Schabernack. Mit großer Anteilnahme verfolgte er den Bau eines Kreuzschnabelnestes in einer hohen Tanne und sah eines Tages ein herrliches Eilein darin liegen. Er konnte sich's nicht verkneifen, das Ei zwischen die Zähne zu nehmen, und als die leichte Kalkhülle sprang, da war er erstaunt, daß die Flüssigkeit, die ihm in das Mäulchen hineinfloß, einen herrlichen Geschmack hatte. Er wollte seinem Vater von seiner Wahrnehmung erzählen, aber er schwieg lieber still, denn die Geschichte hätte gefährlich werden können, weil der Vater von manchen Dingen eine ganz seltsame Auffassung hatte. Statt dessen durchstreifte er jetzt den herbstlichen Wald nach Vogeleiern und — er fand mehr, als er vermutet hatte. Da waren immer noch einmal Vogelpärchen, die sich ein bißchen verspätet hatten, und denen nahm er die Sorgen der Kindererziehung ab, indem er die Eier einfach fraß.

Ein junger Eichelhäher ertappte ihn eines Tages dabei, wie er eben aus einem Wildtaubennest ein Ei stahl, er schrie's im ganzen Walde aus, und auch der Jäger hörte das. Er hatte in Büchern gelesen, daß die Eich-

Digitized by Google

Das ungezogene Eichkätzchen

Digitized by Google

kätzchen manchmal Vogelnester ausnehmen, aber er hatte die Geschichte nicht geglaubt. Als sie ihm aber von allen Eichelhähern zugeschrieen wurde, da paßte er auf, und siehe da, eines Tages ertappte er unseren Freund Naseweis mit dem Silberring über einem Gelege schon ausgeschlüpfter Grasmücken. Und siehe da, der Wüterich von Naseweis schonte auch die Jungen nicht, sondern fraß sie mit Stumpf und Stiel auf. Da dachte der Jägersmann: „Nun schieß ich dich tot!" legte an, traf aber nur einen Eichbaum. Naseweis hatte sich kerzengerade aus dem Baum herunterfallen lassen, war auf einen anderen Baum geklettert und mit raschen Sprüngen weggeeilt.

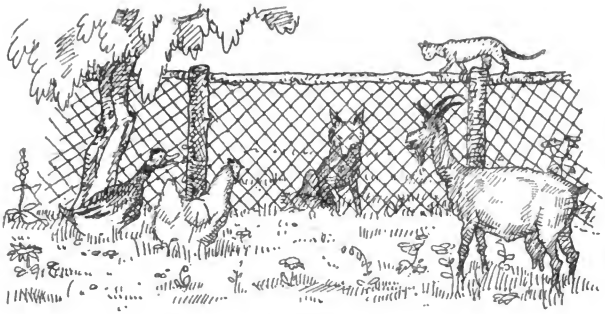
Eichelknapper und Tannenmuckele wußten nicht, was sie denken sollten, als plötzlich die Jäger kamen und nacheinander alle ihre Kinder mordeten. Nur Naseweis erwischten sie nicht. Eichelknapper fragte im ganzen Walde nach, warum die Menschen dem Geschlecht der Eichkätzchen so feind geworden sein, kein Tier gab ihm Antwort. Bis eines Tages ein Kreuzschnabelpärchen sich mit bitteren Worten über Naseweis beschwerte. Da weinte Eichelknapper bittere Tränen, und seine Frau weinte noch viel mehr. Sie hatten nur noch das eine Kind, und das mußte nun ein so ungeratenes sein, daß alle Waldtiere darüber in Schrecken gerieten. Lange saß Eichelknapper in trüben Gedanken, dann sprang er auf, flüsterte seiner Frau etwas ins Ohr und eilte, so schnell ihn seine Füße trugen, in einen Park, der gerade vor dem Walde lag, und in dem das Försterhaus stand. Da hatte er eine ernste Unterredung mit dem Haushuhn Gockel, und der krähte am nächsten Morgen den Förster wach, genau wie er es mit Eichelknapper verabredet hatte. Im Park aber wartete Eichelknapper mit seinem Sohne Naseweis, den er zu einem Frühspaziergang eingeladen hatte und verleitete ihn, einen ganz einzelstehenden Baum zu besteigen. Schnapp, der Jagdhund, riß sich von der Leine los, umbellte den Baum und der Jäger sah im Schimmer des ersten Tages zwei Eichkätzchen in Ängsten und Nöten auf dem Baume sitzen. Seine geübten Augen unterschieden schnell den Eichelknapper von dem Sohne, und da er seinen Kindern eine Freude machen

Digitized by Google

wollte, beſchloß er, das junge Eichkätzchen zu fangen. All das war aber Eichelknapper vorher wohl bekannt, denn Gockel hatte es ihm anvertraut. Ein Jagdgehilfe ſtieg in den Baum, Eichelknapper flüchtete in die oberſte Spitze, und als Naſeweis nun nicht mehr wußte wo aus noch ein, ſtieß er ſeinen Vater vom Baume herunter. Das war aber gerade ſein Verderben. Der Jagdgehilfe packte ihn im Nacken, hielt ihn wie mit Eiſenklammern feſt und lachte dann laut auf: „Herr Förſter, das iſt ja unſer Eichkätzchen, das die Buben im Frühjahr einmal gefangen hatten! Hier iſt der Silberring!“

Eichelknapper war nach einer wilden Jagd den Zähnen Schnapps entſprungen. Er ſah nur noch, wie Naſeweis in einen Drahtkäfig geſperrt wurde und dort ein Rad zu drehen bekam. Atemlos eilte er zu ſeiner Frau und erzählte ihr die Geſchichte, und alle Waldtiere lobten ihn, daß er ſo ſtreng geweſen, und den eigenen Sohn hinter Schloß und Riegel gebracht hatte. Im nächſten Jahre, als das Eichkätzchenneſt wieder vier Kinderchen hatte, führte ſie der Vater eines Tages ſamt und ſonders in den Park, und da ſahen ſie denn das ungezogene Eichkätzchen in ſeinem Drahtkäfig, wie es zwar ſüße Nüſſe knackte, aber die herrliche Waldfreiheit nicht mehr ſchmecken durfte, ſondern immer im Rad herumlaufen, immer herumlaufen mußte, immer herumdibumm! Schrumm!

Digitized by Google



Ziege, Ente, Huhn und Katze

Von Ferdinand Benz

Es war einmal ein armer Steinklopfer. Der hatte ein kleines Häuschen mit einem kleinen Ställchen. In demselben befanden sich eine Ziege, eine Ente, ein Huhn und oft gesellte sich zu ihnen auch die Katze.

Der Steinklopfer sorgte gar fleißig für seine Haustiere. Für die Ziege sammelte er im Sommer Blätter und Gras, dörrte fleißig allerlei Klee ein, brachte Stroh heim und Waldstreu. Für die Ente und das Huhn las er am Abend auf den großen Äckern der reichen Bauern Ähren zusammen und sparte sie für den Winter. Die Katze bekam bei jeder Mahlzeit von ihm selbst einen Teil, so daß sie ganz wohl bestehen konnte und einen tüchtigen Buckel herumtrug.

Die Tiere waren recht zufrieden und hatten ihren Herrn gar gern.

Die Ziege gab ihm reichlich Milch. Die Ente und das Huhn wetteiferten im Eierlegen und die Katze war die ganze Nacht nicht müßig, sondern stand überall Posten, wo ein Mäuslein rumorte.

Da war einmal ein strenger Winter. Die Sturmwinde rüttelten an

Digitized by Google

den Türen, daß man meinen konnte, ein Einbrecher sei draußen. Durch die kleinen Ritzen blies der kalte Hauch feinen Schnee in den Stall. Das kleine Fenster war überfroren, so daß die Tiere in einer Halbdämmerung saßen und sich unterhielten.

Zu den drei Stallbewohnern schlich sich auch die Katze hinzu und begann: „Ist das ein schrecklicher Winter! Eben komme ich von draußen herein. Ganz hoch liegt der Schnee und immer noch fällt und weht er vom Himmel, als soll die ganze Welt in lauter Watte eingepackt werden. Wie schön ist's da, wenn man ein schützendes Häuschen hat."

Da nickten die Tiere mit den Köpfen und gaben ihren Beifall kund, indem die Ziege laut sprach: „Meh, meh," und die Ente „ta, ta," und das Huhn „gack, gack".

Dann entspann sich eine große Unterhaltung, wie schlecht es jetzt draußen sein müsse, bei dieser Kälte und diesem Schnee! Und neuerdings beteuerten sie einander, wie schön sie es in ihrem warmen Ställchen hätten und wie gerne sie ihre kleinen Pflichten erfüllen wollten, weil ihr Herr so sehr für sie sorgte.

Der Winter ging nun langsam vorüber. Die Nächte wurden immer kürzer und die Tage länger. Und einmal öffnete ihr Herr das Türlein und ließ die Tiere hinaus in den kleinen umzäunten Garten, der an das Haus anschloß.

Draußen aber war es mild und alles hing voll Sonnenschein und überall breitete sich warme, linde Luft aus wie eine unsichtbare, feine Decke.

Die schönen Tage lösten nun einander ab. Bald begann alles zu grünen und zu blühen und unter den Vögeln herrschte ein Leben und eine Munterkeit, daß es eine Lust war, zuzuhören.

* * *

Als wieder einmal die Sonne recht schön warm schien und die Tiere in ihrem Gärtchen sich befanden, schlich der Fuchs herzu und schaute über-

Digitized by Google

all, wo er für seine Jungen ein fettes Huhn oder eine Ente erwischen könnte. Als er die Tiere im Garten sah, hing er die Zunge heraus und forschte mit seinen scharfen Augen alles genau ab, ob er keine Lücke entdecken und hinein schlüpfen könnte. Auch die Höhe des Zaunes maß er. Vielleicht ließ es sich darüber hinweg setzen. Er war ihm aber zu hoch und auch keine Lücke konnte er finden. Da setzte er sich vor das Türchen und begann: „Guten Tag ihr lieben Freunde! Kann man denn nicht zu euch hinein? Ich möchte auch einmal eure Häuslichkeit kennen lernen."

Die Ziege erwiderte: „Bei uns ist alles zugesperrt. Wir wollen nicht hinaus und lassen niemand herein."

„Dich schon gleich gar nicht," mischte sich die Ente zornig drein. „Du bist gerade der rechte! Du hast voriges Jahr ein Geschwisterkind von mir erwürgt. Ich kenne dich an deinem roten Wams."

„Ich? das kann nicht sein, du täuschest dich, gute Ente. Ich war das sicher nicht," leugnete der Fuchs. „Das wird wohl mein Bruder getan haben, dem sieht so etwas gleich. Der verdient schon lange den Galgen."

Da war die Ente zufrieden.

Der Fuchs aber fuhr fort: „Warum kommt ihr denn nicht ins Freie heraus? Sich einsperren lassen, das ging mir gerade noch ab! Ihr wißt nicht, wie schön es bei uns ist im Walde. Ach, wie herrlich hätten es die Ziegen im Wald und Feld! Da gibt's Klee, Gras, Laub und feine Kräutlein. Und für die Katzen junge Hasen und vollbesetzte Vogelnester." Er schnalzte mit der Zunge. „Und für die Enten drunten im Flusse dieses Getümmel in den Tümpeln und im Geröhricht! Und gar für die Hühner! Weizen auf den Äckern, so viel der Kropf faßt, dazu fette Würmer und Schnecken. Alle Tage hättet ihr Kirchweih, wenn ihr aus eurem Gefängnisse entwichet. Aber ihr seid Langweiler und tut ganz recht, wenn ihr hinter den Mauern und Zäunen euer ödes Leben verbringt."

Da machte der Rote einen Luftsprung, tat einen Juhschrei und tänzelte davon, als ob er vor lauter Fröhlichkeit nicht wüßte, was er anstellen sollte.

Digitized by Google

Da sagten die Tiere lange nichts zueinander, standen umher, ließen die Köpfe hängen und grübelten. Dann aber blickten sie in die Weite, hinaus auf den Wald, hinaus auf die Getreidefelder und ihr Gärtchen wurde ihnen von Tag zu Tag enger und ihr Ställchen zu klein. Ihr Futter war ihnen zu gewöhnlich und sie murrten, weil es nicht abwechslungsreich war.

Schließlich wurden die Tiere immer unzufriedener und sie beschlossen, bei der nächsten Gelegenheit das Weite zu suchen und jedes nach seiner Art sich gute Tage aufzutun. Sie wollten auch teilnehmen an der ewigen Kirchweih.

Einmal vergaß der Steinklopfer, das Gartentürchen zuzuschließen. Diese Gelegenheit benützten die Haustiere, um zu fliehen. Sie nahmen voneinander Abschied, wünschten sich fröhliche Tage und gingen ihrem Glücke entgegen.

Sie beschlossen, alle Jahre einmal beim großen Feldbirnbaum zusammenzukommen, um das Fest ihrer Befreiung zu feiern.

Wenn die Katze auf den Birnbaum ein Strohband gehängt hätte, sollten sie sich alle in der Nähe aufhalten.

* * *

Die vier Stallgenossen erlebten nun herrliche Tage.

Die Ziege sprang in den Wald hinaus, naschte bald am Klee, bald an den Büschen, nur das feinste und saftigste Laub suchte sie sich heraus. Bei großer Hitze legte sie sich in das kühle Gebüsch und kaute wieder.

Die Ente tummelte sich im Wasser und wurde ganz fett von lauter guten Bissen.

Das Huhn fand Futter in Menge und als gar das Getreide heranreifte, da saß es mitten im Schlaraffenland. Denn die goldenen Ähren hingen ihm tatsächlich in den Schnabel hinein.

Digitized by Google

Die Katze endlich trieb sich auf den Feldern umher, machte Jagd auf junge Hasen und stahl die Vogelnester aus. Für die Mäuse hatte sie nur noch einen verächtlichen Blick.

Das ging aber nicht so weiter. Einmal schlich der Fuchs heran und hätte die Ente beinahe erwischt. Mit einem schmerzlichen Federnrupfer kam sie nochmal davon.

Auf die Henne schossen Habichte herab und brachten ihr große Wunden bei. Nur mit Mühe hatte sie noch ein schützendes Dickicht erreicht.

Die Ziege bekam eine Schrotladung in den Hinterschenkel zu spüren, während die Katze mit einem Jagdhund in eine Rauferei geriet, dem sie nur mit Mühe sich entwinden konnte.

Alle Tage gab es andere Feinde und gefährliche Begegnungen für die Tiere, so daß sie aus der Angst und Aufregung gar nicht mehr heraus kamen.

Rasch vergingen die schönen Tage des Sommers und rasch verflog der Herbst. Ehe sich's die vier versahen, stand der Winter mitten im Wald und Feld. Eines Morgens war alles verschneit und kein gedecktes Tischlein mehr zu finden. Da begannen die Ausreißer zu hungern und zu frieren und erinnerten sich an ihr warmes Ställchen, wo es sich so schön wohnte, wenn draußen die kalten Winde tobten.

In ihrer großen Not schlich die Katze sich auf den Feldbirnbaum zu und hing das Strohband auf, zum Zeichen, daß eine Versammlung stattfinden sollte. Nicht lange dauerte es, da hinkte die Ziege herbei, ganz abgemagert und mit gesenktem Kopfe.

Über ein Weilchen, da lief das Huhn über das Feld und zuletzt kam die Ente gewackelt und spähte nach dem Zeichen auf dem Baume.

Als alle vier beisammen waren, begann die Katze: „Freunde, wenn wir nur ein Dach hätten, unter welchem wir wohnen könnten!"

Die Ziege sprach: „Wenn wir nur Futter hätten, daß wir nicht so hungern brauchten!"

Digitized by Google

Die Ente setzte hinzu: „Wenn wir nur sicher wären vor Jäger und Fuchs.“

Da berieten sie lange hin und her und beschlossen zuletzt, heimzugehen in ihr Ställchen. Zuerst trotteten sie langsam und beschämt ihres Weges. Als sie aber das Dorf sahen und ihr Gärtlein, da liefen sie vor Freude was sie konnten und wollten hinein. Aber es war zugesperrt. Da gingen sie an das Fenster des Hauses und bettelten gar inständig: „Öffne unser Ställchen, sonst müssen wir sterben.“

Da kam der Steinklopfer heraus und sah seine vier Tiere und wunderte sich sehr.

Diese ließen aber die Köpfe hängen und wagten ihn gar nicht anzuschauen.

Der Steinklopfer führte sie in das Ställchen und hielt ihnen eine gesalzene Strafpredigt: „Im Sommer treibt ihr euch in der Welt herum und im Winter soll ich euch ernähren. Ich habe nichts für euch. Kein Heu, keine Körner, nichts mehr wie früher, weil ich mir keine solchen Vagabunden mehr anstelle.“

Da baten sie gar inständig: „Laß uns nur da. Wir wollen zufrieden sein mit Stroh und Kleie und nicht mehr fortgehen.“

Da blieben die Tiere im Ställchen und brachten mit herbem Fasten den Winter herum. Aber sie hatten doch eine recht große Freude, daß sie wieder daheim waren und ein sicheres Dach über dem Kopfe hatten. Sie verzichteten gerne auf das Leben in der gefährlichen Freiheit und verlangten sich nie wieder fort.

Digitized by Google

Schneider Fipilabutz und der Rabe Quakrähäh

Von Otto Stückrath

Das luſtigſte Schneiderlein im ganzen deutſchen Reiche und in allen umliegenden Ortſchaften war das Schneiderlein Fipilabutz. Es war ein kleines, zierliches Männchen, das ewig und drei Tage in Hemdsärmeln herumſpazierte und nur dann und wann einmal einen langſchößigen Frack anzog. Den Frack trug es aber nur an Arbeitstagen und ſaß dann eifrig ſtichelnd auf dem Schneidertiſch und nähte wie beſeſſen. Das mußte es auch. Denn wenn man ſechs Tage ſpazieren geht, dann bleibt von der ganzen Woche nur ein Tag zum Arbeiten und man muß doppelt fleißig ſein. Fipilabutz ſchaffte immer nur Sonnabends und hatte dann recht viel zu tun. Nicht einmal das Frühſtück konnte er eſſen, denn er hatte dazu keine Zeit.

Seine Frau brachte ihm einen großen Teller Kirſchen herein und ſtellte ſie ihm auf den Tiſch. Fipilabutz aber ſchob ſie beiſeite an das Fenſter und nähte weiter.

Digitized by Google

Quakrähäh, der Rabe, sah die schönen Kirschen stehen und flog herbei. Frech setzte er sich auf das Fensterbrett und fraß eine nach der andern auf. Die Steine legte er alle wieder säuberlich auf den Teller.

Dann schrie er laut: „Quakrähäh! Quakrähäh! Quakrähäh hat dich besucht! Dummes Schneiderlein Fipilabutz!"

Wie ein geölter Blitz drehte sich das Schneiderlein herum. Der schwarze Räuber war aber schon auf einen Apfelbaum geflogen und krächzte lustig: „Quakrähäh! Quakrähäh! Gute Kirschen gegessen!"

Wütend nahm der Fipilabutz die Schere vom Tisch, wog sie in der Hand, und — pardautz! — da hatte er den Raben — nicht getroffen, aber die Fensterscheibe eingeworfen, und die Schere lag im Garten. Der freche Rabe krächzte noch einmal ganz widerwärtig und flog fort. Da saß nun das Schneiderlein und hatte keine Schere. Frau Fipilabutz mußte in den Garten hinunterkrabbeln und sie heraufholen. Das Schneiderlein dankte ihr und nähte weiter.

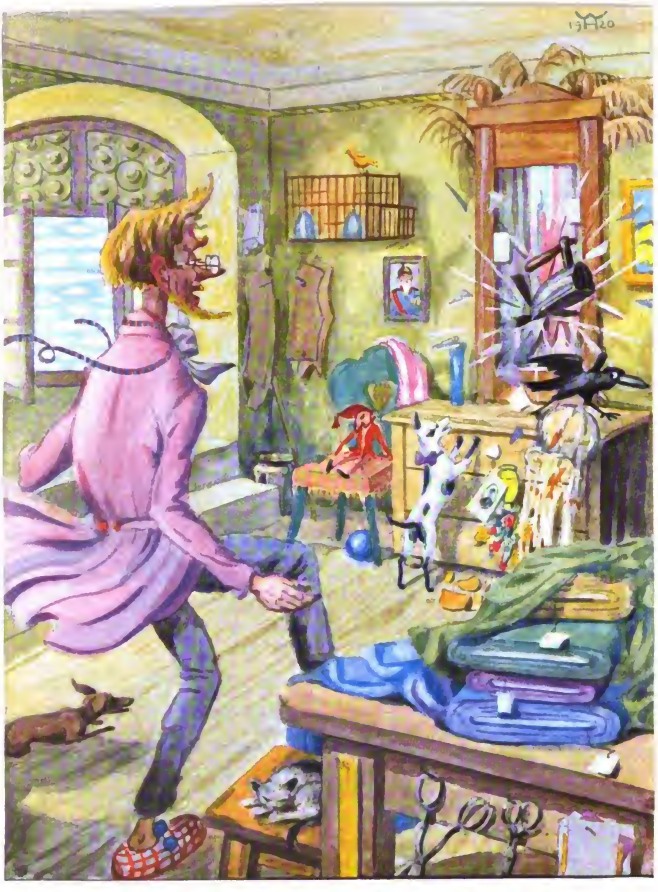
Nach einer Weile kam Frau Fipilabutz wieder und sagte: „Lieber Mann, komm jetzt zum Mittagessen!"

Das Schneiderlein aber hatte noch mächtig viel zu tun und sagte: „Stelle mir mein Essen hierher, ich esse dann zwischendurch ein paar Happen!"

Das war der Frau recht, und sie brachte das Essen herein. Es war fein gekocht und duftete wunderlieblich. Und das kann man sich denken. Sie hatte Kartoffelklöße gekocht, Schweinebraten dazu und noch ein paar eingemachte Pflaumen auf ein besonderes Tellerchen gelegt. Das Schneiderlein hatte gerade noch einen einzigen Ärmel einzunähen und dachte: der muß noch fertig sein, dann nehme ich den ersten Happen. Bis dahin mag das Essen verkühlen.

Derweil kam aber wieder der freche Rabe Quakrähäh durch die zerbrochene Scheibe hereingehupft und fraß die beiden Teller leer. Dann wischte er sich den Schnabel ab und wollte eben wieder zu seinem Loch hinaus, als das Schneiderlein ihn sah.

Digitized by Google



Schneider Zipilabutz und der Rabe Quakrähäh

Digitized by Google

Digitized by Google

Hui! da fuhr es aber von seinem Sitz auf! Das Bügeleisen ergriff es und schmiß es nach dem Quakrähäh, und bummsdich! das Bügeleisen in den Spiegel. Schadet nichts, dachte das Schneiderlein und nahm die Elle und rückte damit dem Raben zu Leibe. Der flüchtete unter das Bett und drückte sich in die hinterste Ecke. Frau Fipilibutz hörte den Lärm und kam zur Türe herein: „Ach, mein wunderschöner Spiegel!“ schrie sie, und rang die Hände. Dann aber tat sie einen fürchterlichen Schrei. Der Rabe war an ihr vorbeigeschluppt und zur Türe hinaus. Die arme Frau Fipilabutz aber lag in einer schweren Ohnmacht. Das Schneiderlein übergoß sie vom Kopf bis zu den Füßen mit Wasser. Da kam sie langsam wieder zu sich. Sie zog trockene Kleider an, ging in die Küche und kochte den Nachmittagskaffee.

Fipilabutz aber saß wütend auf seinem Schneidertisch und nähte. Seine Frau rief ihn zum Kaffee, aber er konnte nicht abkommen. Auch gut, dachte sie, und stellte ihm eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen auf das Fensterbrett.

Darauf hatte der Rabe Quakrähäh nur gewartet. Im Husch war er da, trank den Kaffee aus und nahm den Kuchen mit. Dann flog er auf einen Baum, schrie laut und lachte, als das Schneiderlein mit einem langen Gesicht die leere Kaffeetasse ansah. Dann fraß er vergnügt seinen Kuchen.

Das Schneiderlein aber ging zornwütig zu seiner Frau und sagte: „Liebe Frau, gehe einmal zu dem Förster Grünrock und hole mir die große Flinte. Ich will den Raben Quakrähäh erschießen!“

Frau Fipilabutz sagte: „Da hast du aber recht, lieber Mann,“ und ging weg.

Fipilabutz nähte seine Arbeit zu Ende. Derweil kam seine Frau und brachte die große Flinte. Fipilabutz lud sie sorgfältig und stellte sich hinter den Fenstervorhang. Inzwischen kam die Zeit für das Abendessen. Quakrähäh dachte, er könnte noch einmal billig schmausen und kam ange-

Digitized by Google

flogen. Vorsichtig setzte er sich auf einen Apfelbaum und guckte und spionierte.

Fipilabutz sah ihn von einem Ast zum andern hüpfen und zitterte vor Aufregung. Warte nur, du schwarzer Dieb, jetzt sollst du mir sterben, dachte er, zielte genau und drückte los.

Ein furchtbarer Pulverdampf füllte das ganze Zimmer. Mit bleichem Angesicht stürzte Fipilabutz die Treppe hinunter, blieb mit einem Frackzipfel an einem Nagel hängen und riß ihn ab. Er machte sich gar nichts daraus, sondern rannte weiter. Im Garten hörte er hinter den Johannisbeersträuchern ein fürchterliches Geschrei. Aha, dachte er, jetzt habe ich den Kerl erwischt. Er hat die Kugel im Bauch und muß elendig sterben. Rasch riß er das Messer aus der Tasche und wollte ihn abschlachten.

Das brauchte er aber nicht. Denn als er hinter die Johannisbeersträucher guckte, da stiegen ihm die Haare bolzenstrack in die Höhe. Es war ein entsetzlicher Anblick, der sich seinen schreckerfüllten Augen bot. Quiekend wälzte sich Spitzschnutchen, sein wunderschönes Ferkelchen im Blute.

„Oh! Ohhhhhhhhhhh!" stöhnte Fipilabutz, „mein armes, armes Tierchen! Jetzt habe ich dich getroffen und nicht den bösen Quakrähäh! Liebes Spitzschnutchen, was wird meine Frau sagen?"

Er rannte wieder die Treppe hinauf zu seiner Frau, holte Leinewand und Branntwein herbei und bemühte sich um das Ferkelchen. Den Branntwein trank er selber zur Stärkung, rieb aber das Ferkelchen mit dem leeren Gläschen säuberlich ein. Die Leinwand wickelte er um den zerschossenen Bauch des Tierchens, küßte sein Schnäuzchen und sagte einmal über das anderemal: „Spitzschnutchen, mein liebes Spitzschnutchen, werde mir wieder gesund!"

Seine Frau stand neben ihm und weinte Tränen, die waren so dick wie Kartoffeln.

Das Spitzschnutchen aber wollte nicht wieder gesund werden. Es tat noch einen lauten Pieps und war tot.

Digitized by Google

Fipilabutz zog ihm das Fell ab und machte ſich einen neuen Frack daraus. Das Fleiſch aber aß er auf. Damit ihn aber Quaträhäh nicht mehr ärgern und ihm das Eſſen ſtibitzen konnte, arbeitete er überhaupt nicht mehr, ſondern ſagte jeden Morgen: „Guten Tag, Feierabend!“ und faulenzte fleißig. Vor lauter Faulheit iſt er denn auch eines Tages geſtorben.

Digitized by Google

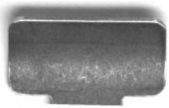
Inhaltsverzeichnis

		Seite
Kinderträume	von Ferdinand Benz	1
Wie das Christkind Kreppeln backte	von Otto Stückrath	3
Nachtigall und Rosenstrauch	von Otto Stückrath	9
Kakaney und Sichelschwanz	von Otto Stückrath	16
Die Glocken	von Ferdinand Benz	22
Der weitgereiste Apfelkern	von Otto Stückrath	30
Prinzessin Rosenhold	von Ferdinand Benz	36
Kankeraknickebeen	von Otto Stückrath	43
Der Ziegenbart	von Ferdinand Benz	49
Die drei Schweinchen	von Otto Stückrath	57
Die Hochzeiter	von Otto Stückrath	64
Das Schlumperlieschen	von Otto Stückrath	68
Wie das Schmetterlingsei Kirmes hielt	von Otto Stückrath	72
Das Heckenvöglein	von Otto Stückrath	77
Von dem Buben, der ein Mädchen wurde	von Otto Stückrath	83
Das Steckenpferd	von Ferdinand Benz	88
Die Leute im Schnakenloch	von Otto Stückrath	97
Das ungezogene Eichkätzchen	von Otto Stückrath	100
Ziege, Ente, Huhn und Katze	von Ferdinand Benz	113
Schneider Fipilabutz und der Rabe Quakrähäh	von Otto Stückrath	119

Digitized by Google

5398--

Digitized by Google



Digitized by Google

A000055162272

Digitized by Google